TARTU ÜLIKOOL
1632
UNIVERSITAS TARTUENSIS

# Das Majorat.

---

Zweiter Band.

# Das Majorat.

Roman

von

Ursula Zöge von Manteuffel.

Zweiter Band.

Alle Rechte vorbehalten.

33783

Berlin 1884.

Verlag von Otto Janke.

## Erstes Kapitel.

Durch die Aufregung und Spannung, welche sich Aller bemächtigt hatte, war Waldau so sehr in den Hintergrund getreten, daß sich die Schloßbewohner seiner Existenz nur erinnerten, wenn er zu den Mahlzeiten erschien — und dann war er ganz und gar auf Herrn Prostingers Unterhaltung angewiesen. Nur Dosy begrüßte ihn jedes Mal mit derselben, herzgewinnenden Freundlichkeit und versäumte nicht, einige Fragen an ihn zu richten, auch sprach sie dann und wann beim Croquetspiel die schüchterne Ansicht aus, daß der arme Herr Waldau so mutterseelenallein drüben im Flügel male und sich gewiß freuen würde, wenn man ihn auf den Spielplatz riefe — aber die Uebrigen waren nicht derselben Meinung. Die jungen Männer fühlten beide, daß die Erscheinung des Tirolers

sie in Schatten stelle, und Komtesse Isabelle erklärte, er sei doch gar zu schweigsam und unliebenswürdig.

So ließen sie ihn, wo er war — und da stand er denn an seiner Staffelei, vom Morgen bis Mittag und vom Mittag bis zum Abend und verlieh den alten Bildern frischen Glanz. Oft aber ließ er den Pinsel sinken und starrte dorthin, wo die hohe Baumhecke einen Durchblick in den Park gestattete und der Rasenplatz lag, auf welchem sich die bunten Gestalten der heiteren Gesellschaft hin und her bewegten. Oeffnete er eines der Fenster, so konnte er wohl auch die lachenden Stimmen hören, die sich riefen und widersprachen und sich zujubelten, wenn die Reifen kunstgerecht durch die Luft flogen oder die bunten Federbälle unablässig hin und herschwirrten. Oft warf er dann den Pinsel ganz bei Seite und durchmaß das Zimmer mit heftigen Schritten und finsterer Miene. Er kam sich vor, wie ein Gefangener, der Hochmuth dieser Vornehmen und Reichen erschien ihm mit jedem Tage unerträglicher, — er litt, er zürnte und tobte, und doch legte er nicht die Arbeit bei Seite ging nicht

von hinnen, ins lustige Wanderleben zurück, in die freie Himmelsluft hinaus, nach der er schmachtete!

Was hielt ihn hier fest und bannte ihn in den alten Flügel, der sogar für ihn seine Schrecken hatte?

Das Käuzchen, welches Nachts vor seinem Fenster schrie, störte seinen Schlaf nicht, an Geister glaubte er nicht und als trotzdem eines Abends, als er vom Souper im Schlosse zurückkam, eine schwarze Gestalt langsam an ihm vorüberglitt und hinter einem Vorsprung verschwand, da empfand er nur ein leichtes Gruseln, lachte sich selber aus und erinnerte sich daran, daß ihm Fräulein Charlotte den Thee heute Abend ungebührlich stark mit Rum gewürzt hatte, um die Schwäche, an welcher ihr Thee stets litt, zu übertünchen. Als aber der „junge Johann", ein munterer achtzehnjähriger Zukunfts-Kammerdiener, ihm am nächsten Morgen den sorgsam von Oelfarbe gereinigten Rock brachte, sagte ihm der Maler: „Sagen Sie nur Ihrem Vater, ich hätte gestern Abend den Schloßgeist gesehen!" — „J, da hätten Sie heute früh keine so rothen Backen, Herr Waldau!" spottete der Jüngling. — „Aber wahrhaftig, Mensch — ich kann's beschwören!

. . . Freilich war der Rum daran Schuld, aber deswegen sah ich sie eben um so deutlicher." — Hannes ließ sich die Sache genau beschreiben und brach in ein schallendes Gelächter aus. „Das ist aber das gnädige Fräulein Dolores gewesen, die ist gestern Abend angekommen und bewohnt immer die Zimmer hier neben dem Ahnensaal!"

Das Seltsame war nur, daß Waldau über diese Nachricht weit mehr erschrak, als der Fall gewesen wäre, wenn Johann ihm bewiesen hätte, es sei ein Geist gewesen. Seine rothen Backen wurden fahl, er sah lange starr vor sich hin. Erst als er erfuhr, daß sie gewiß nicht lange bleiben würde, kam er wieder zu sich, als er ferner erfuhr, daß sie auch die Mahlzeiten im Flügel einnähme, hellte sich seine Miene völlig auf.

Aber noch am selben Tage begegnete er ihr von Neuem auf der Treppe und sein Gesicht wurde sehr weiß. Ausweichen war nicht möglich, er trat zur Seite und grüßte, die stolze Dame ging an ihm vorüber, ihre schwarzen Augen streiften ihn mit einem

Blick unverhohlener Verachtung. Sie erwiderte seinen Gruß nicht.

Diese Begegnungen wiederholten sich seitdem häufig und verliefen immer in derselben Weise — ja, er gewöhnte sich allmälig daran. Er grüßte sie zuletzt nicht mehr und sie sah ihn nicht mehr an, sondern ging gleichgültig an ihm vorüber. Dann blieb er wohl stehen und sah ihr mit grübelndem Ausdruck nach, bis ihre Schritte verhallten.

Eines Abends trug Hannes, als er ihm das Abendessen ansagte, eine besonders wichtige Miene zur Schau.

„Heute Abend feiern wir eine Verlobung, aber ganz in der Familie, müssen Sie wissen. Die Parkdorffer Starffs sind da und die gnädige Baronin ist sehr zufrieden, denn Herr Herbert hat sich mit Fräulein von Braunsfels verlobt. Mein Vater ist nicht zufrieden," schloß er vertraulich, „er sagt, die Braut sei viel zu jung. Er hat sehr den Kopf geschüttelt."

Waldau fand den Salon voller denn je, als er eintrat. Niemand beachtete ihn und er drängte sich nicht vor, sondern blieb bescheiden im Hintergrunde.

Als dann die Gesellschaft ins Eßzimmer aufbrach, folgte er ganz zuletzt, aber auf seinem Gesicht war so deutlich zu lesen, daß er sich zurückgesetzt fühle, daß die unvorsichtige Dosy, am Arme Graf Dagoberts den Kopf nach ihm umwandte und ihm zurief: „Wir haben Sie aber so lange nicht gesehen!“

Die Baronin sah allerdings sehr zufrieden aus. Graf Delavare führte die Majorin Starff, Frau Mathilde hatte ihren Arm dem Vater der Braut gereicht. Eugenie sah so schüchtern aus, daß es ihrem Bräutigam schwer wurde, den Wildfang wieder zu erkennen.

Sie waren Alle eingetreten und hatten sich gesetzt, als sich eine Thüre öffnete und Dolores eintrat. Einige erhoben sich, um sie zu grüßen, sie dankte mit leichtem Kopfnicken und die Baronin rief dem Diener zu: „Es fehlt eine Couvert, Friedrich!“

Dasselbe wurde augenblicklich eingeschoben, sie nahm schweigend Platz und nahm die Tasse Thee in Empfang, welche ihr die Tante reichte, dabei flüsternd: „Wie nett, Kindchen, daß Du Dich auch einmal zeigst!“

Das Alles war so schnell geschehen, daß es weiter

keine Störung in die Unterhaltung brachte — nur Herbert Starff war verstummt. Er hatte eine seltsame Empfindung durchzukämpfen, als sie so unerwartet vor sein Auge trat und nun da saß, ihm gegenüber, voll beschienen vom glänzenden Lampenlicht, welches ihrem schwarzen Haar bläuliche, stählerne Reflexe zu entlocken schien. Und obwohl er fühlte, daß er sich einer Formlosigkeit schuldig machte, so konnte er den Blick nicht abwenden von diesem wunderbaren Antlitz, das ihn immer an das Gesicht der Sphinx erinnert hatte, ernst, dunkel und räthselhaft . . . so hatte sie schon als Kind ausgesehen, so sah sie heute noch aus. Kein göttlicher Odem hatte die starre Form belebt. Ebenso ruhig, unergründlich wie damals sahen ihn diese schwarzen Augen an, ohne mit den Wimpern zu zucken. Er wunderte sich über die Gleichgültigkeit, mit welcher alle Uebrigen an ihr vorübersahen. Empfand denn er allein die eigenthümliche, verschleierte Schönheit dieses Gesichts?

Als man sich erhob und in den Salon zurückkehrte, blieb Dolores bei Tante Lottchen stehen, die das Abräumen der Speisen beaufsichtigte. Herbert

Starff ward die Ehre zu Theil, Komtesse Isabelle zu führen, die ihm zuflüsterte: „Solch eine liebe kleine Braut, Herr von Starff!“

Die Komtesse hatte neben dem Kahnfahren denn doch noch eine Liebhaberei. Sie saß für ihr Leben gern am Klavier, ohne zu spielen. Es bildete sich dann meist ein kleiner Kreis leise flüsternder und lachender Gefährten um sie, und es war so poetisch in diesem Winkelchen. Ihre Hände lagen dann auf den Tasten, berührten wohl auch dann und wann einen Ton — es plauderte sich so viel besser im Halbdunkel mit Musikbegleitung.

Eugen, der anfangs mit beißendem Spott dieser Schlinge ausgewichen war, saß jetzt regelmäßig auf einem zwischen sie und die Wand geschobenen Fauteuil, und es war sein Privilegium, mit den goldenen Armbändern zu spielen, die sie abzustreifen pflegte. Tauchte auch noch hier und da ein Zweifel in ihm auf — derselbe ging in ihren Augen unter.

„Der arme Pussie!“ flüsterte ihm Isabelle heute Abend zu, „sehen Sie doch, was er für Augen macht... Dosy zeigt dem Maler ein Album! Was thut dieser

Herr nur eigentlich den ganzen Tag, da er Sie doch nicht malt?"

„Er malt statt dessen meine Ahnfrau Editha."

„Eugen, Sie versprachen mir einmal die Geschichte!"

„That ich das? Aber Sie müssen sich etwas herabneigen, Komtesse . . . meine Mutter hört die Geschichte nicht gerne. So. Also hören Sie: In grauer Vorzeit vermählte sich ein Starff auf Starffeck zum zweiten Mal. Aus erster Ehe hatte er einen Knaben, den er zärtlich liebte. Frau Editha war jung und schön und sehr gütig gegen ihren kleinen Stiefsohn, bis sie selbst Mutter eines Knaben wurde. Da begann der junge Erbe zu kränkeln und starb. Die Tradition sagt, Frau Editha habe ihn langsam vergiftet, um ihrem Sohn die Erbfolge zu sichern. Sie werden begreiflich finden, daß sie verdammt ist, ruhelos umherzuwandern, und die Sterbefälle in der Familie vorher zu sagen."

„Grauenhaft!"

„Eine hübsche Sorte von Stammmutter, denken Sie nicht, Komtesse?"

„Ich könnte über so etwas nicht scherzen."

„Im Grunde thue ich es auch nicht. Noch ein Lied, Komtesse, bitte! Solch ein kurzes, kleines Schifferliedchen."

„Ich bin heute so wenig bei Stimme."

„Liebes Kind!" rief ihre Mutter, mit Nachdruck, „thue es doch, wenn er so bittet."

Und sie sang sogleich. Unwillkürlich verstummte die Unterhaltung. Eugenie, welche sich bisher in scheuer Entfernung gehalten hatte, kam verstohlen näher, bis sie sich über den Flügel lehnte.

Oh, wie schön sie war, wie liebreizend, die Komtesse Delavare, von der jetzt Jedermann sprach! Um diese Beiden schien ein poetischer Hauch zu schweben, der das junge Mädchen begeisterte. Wie geheimnißvoll, wie märchenhaft war hier alles das, was bei ihr und ihrem Bräutigam so gewöhnlich zugegangen war — er hatte sie gefragt, ob sie seine Frau werden wolle und sie hatte mit Entzücken dreimal Ja gesagt, der Papa war erfreut darüber gewesen, die Großmama hatte sie unter Thränen umarmt und dann war's eben gut gewesen.

Dolores kam erst nach einiger Zeit in den Salon, sah sich einmal um und ging dann mit großer Ruhe auf ihren Vetter zu. Er stand in einem Fenster und blickte hinaus und er fuhr zusammen beim Klang ihrer Stimme:

„Willst Du wohl die Güte haben, mit mir zu kommen, Herbert, ich habe Dir etwas abzugeben."

Sie wandte sich um und ging, ihm voran durch die nächste Tapetenthüre — er folgte mechanisch. Stockfinsterniß umgab ihn. Er hörte einen erzürnten Ausruf von ihren Lippen.

„So tritt hier ein," sagte sie, an der Wand hintastend, „man hat vergessen, diesen Korridor zu zu erleuchten.

Eine Thüre öffnete sich, sie traten in das Billardzimmer. Eine Lampe hing über dem langen grünen Tisch, Queues und Bälle lagen bunt durcheinander. Dolores blieb stehen, sowie er die Thüre geschlossen hatte, und zog einen Brief aus ihrem Kleide — sie hatte ihn auf dem Herzen bewahrt.

„Ich mußte geloben, ihn Dir allein, ohne Zeugen abzugeben," sagte sie, „um dies Versprechen zu halten,

habe ich Dich bis hierher bemüht. Entschuldige. Willst Du Dich überzeugen, daß der Siegel unverletzt ist?"

Er sah den Brief an, aber so zerstreut, daß sie in strengem Ton die Aufforderung wiederholte.

Er warf einen flüchtigen Blick auf das Siegel, schob dann den Brief in die Brusttasche und fragte abweisend: „Aber wer sollte es denn verletzt haben?"

„Nun, ich zum Beispiel."

„Du?"

Sie zuckte die Achseln.

„Ich vermuthe, daß der Brief von Wichtigkeit ist, und ich bin gewissenhaft. Ich muß Dir bekennen, daß ich ihn Dir schon früher hätte abgeben sollen, aber ich hatte ihn, in einer Kassette eingeschlossen, vergessen."

Es schien das Schicksal dieses Briefes zu sein, „vergessen" zu werden. Herbert Starff dachte nicht mehr an ihn, denn er sah, daß sie mit Entschiedenheit nach der Thüre zuging.

„Dolores!" rief er, „und weiter nichts? Ist das Alles? Wirklich kein Gruß, kein Willkommen

von Deinen Lippen, kein verwandtschaftlicher Händedruck, nach so vielen, vielen Jahren der Trennung? Hast Du denn nie mehr an mich gedacht?"

„O oft," versetzte sie bitter. „Dein Andenken lebte fort. Dafür hattest Du gesorgt."

„Dolores, was ich auch gefehlt haben mag, Dir gegenüber stehe ich doch wohl schuldfrei da. Was habe ich Dir gethan? Was ist diese unüberwindliche Antipathie, welche Dich mir fern hält?"

Seine Stimme hatte etwas Ueberwältigendes, ihre tiefe Erregung theilte sich der Hörenden mit, weckte Sturm und Empörung in ihrer Seele.

„Und das fragt mich ein Starff?" sagte sie schwerathmend. „Ihr habt mich mißhandelt und verachtet, Ihr habt mich unter Eure Füße getreten und bei Seite gestoßen, seit ich denken kann, und jetzt steht Ihr verwundert da und fragt, weshalb ich Euch hasse? Soll ich auch das nicht dürfen?"

„Du ahnst nicht, Dolores, wie ich Dich immer verstehen konnte, wie begreiflich mir Deine Erbitterung war — aber eben deshalb mußt Du mich ausnehmen."

Sie heftete den verachtungsvollen Blick auf ihn.

„Wie leicht gesagt! Was mit unserem ganzen Leben verwachsen ist, läßt sich das so einfach ausnehmen?“

„Dolores, wenn Dich meine Art verletzt hat —“

„Deine Art! Es ist die Art, die Euch Allen eigen ist — egoistisch, aufgeblasen, kein anderes Ziel vor Augen als Euch — Euch allein. Wie wenn die Welt geschaffen worden wäre, um für die Starffs ein souveräner Thron zu sein.“

„Es ist auch Dein Name,“ sagte er leise. Sie antwortete nicht gleich. Sie stand ihm, wie dies ihre Art war, unbeweglich gegenüber, nur ihre Augen flammten.

„Denselben Namen trage ich, ja! O, wenn ich ihn abschütteln könnte — o, daß ich je Gelegenheit gehabt hätte, ihn einzutauschen . . . ich hätte Euch zeigen wollen, daß ich jeden anderen höher halte als ihn! Aber das sind müßige Klagen. Ich muß ihn behalten, aber Ihr könnt nicht verlangen, daß ich ihn liebe. Oder verlangt Ihr das? Euch sähe es ähnlich. Ich hasse ihn, sage ich Dir. Alle, die ihn tragen, waren meine Feinde, schon in der Stunde,

da man mich zum ersten Male in die Wiege legte. Denn meine Existenz ist ein großer Irrthum des Schöpfers. Das weißt Du sehr wohl. Meine Eltern haben mich aus dem Hause gestoßen, so wie der Erbe da war. Nie habe ich vom Vater ein freundliches Wort gehört, nie von meiner Mutter eine Liebkosung empfangen. Meine beiden Schwestern waren rücksichtsvoll genug, zu sterben — ich war unbescheiden und blieb leben. O, weshalb konnte ich nicht auch sterben!" schluchzte sie leidenschaftlich auf, „es wäre eine Gnade gewesen, aber so leben zu müssen, nutzlos und verachtet, daß ist schlimmer als Tod!"

Das starre Eis war gebrochen, vor ihm stand ein lebendes, athmendes, in Thränen aufgelöstes Weib und jedes Wort, das sie sprach, weckte in ihm ein Echo. Aber Mitleid zu zeigen, wagte er nicht — das hätte den Bann gebrochen, sie wäre gleichsam erwacht und hätte ihn, dem sie in übergewaltiger Leidenschaft ihren Lebensschmerz preisgab, mit doppelter Erbitterung zurückgestoßen. Deshalb sprach er ruhig, fast befehlend:

„Und doch, es käme nur auf den Versuch an,

in die verlorenen Rechte wieder einzutreten. Bist nicht auch Du absichtlich blind? Wer kann Dich hindern, neben Deine Schwester zu treten und gleiche Liebe zu geben und zu empfangen?"

„Du meinst? — Nach so langer Verbannung sollte ich die sein, die um Gnade fleht, als hätte sie ein Unrecht zu sühnen? Ich sollte hier leben und den Götzendienst mit ansehen, der in diesem Hause getrieben wird, sollte Eugens Höhenwahn und die Abneigung meiner Mutter ertragen? Du weißt nicht was Du sprichst. Was gehen sie mich Alle an? Mögen sie thun und lassen, was sie wollen, mag meine Mutter Alles beherrschen und regieren, was Starff heißt, ich gehöre da nicht mit hinein."

„Onkel Herbert!" rief Alfreds Stimme im Nebenzimmer, „wo bist Du? — der Wagen ist da!"

Er zögerte, dann ergriff er ihre Hand.

„Aber vielleicht kommt doch noch eine Zeit wo Du erkennst, wie treu ich's meine, Dolores! Darf ich denn nicht wiederkommen?" Nach Allem, was Du mir eben gesagt hast, kann ich Dir doch kein Fremder bleiben."

Sie zog ihre Hand fort und zeigte nach der Thüre.

„Geh nur," sagte sie bitter, „und gieb diesen guten Scherz zum Besten. Ich weiß, Ihr lacht Alle gern über mich!"

Alfred erschien in der Thüre und Herbert mußte fort.

Während sich die Damen etwas umständlich verabschiedeten, gelang es ihm, Eugen allein zu sprechen.

„Hast Du eine Ahnung davon, wie verlassen und unglücklich Dolores ist? fragte er.

„Das ist ihre eigene Wahl," versetzte Eugen leichthin, während seine Blicke unverwandt den Bewegungen Komtesse Isabelle's folgten.

„Ein Leben ohne Freude, ohne Hoffnung, Eugen, wenn es mir im Herzen weh thut, das mit anzusehen, wie muß es Dich schmerzen!"

„Schmerzen? Mein Himmel, nein!" Was geht es mich an? Sieh nur, wie sie sich dort umarmen und abküssen, wie die Schulmädchen!"

Mit einem Seufzer ging Herbert Starff weiter. Eugen hörte diesen Seufzer. Er sah seinem Vetter

etwas erstaunt nach, dann sprang er vorwärts. Komtesse Isabelle hatte ihren Fächer fallen lassen, und Eugen hatte ihn aufgehoben, fast noch ehe er den Boden berührte.

Die Heimfahrt war eine ziemlich schweigsame. Herr von Braunsfels sprach niemals viel und Herbert leistete ihm heut darin Gesellschaft. Nur Eugenie, in froher, angeregter Stimmung machte ihrem Herzen Luft, aber sie erhielt von der Großmama nur etwas zerstreute Antworten.

Als man endlich ankam und Herr von Braunsfels den schlaftrunkenen Alfred ins Haus trug, indessen Eugenie singend die Treppe hinauflief, standen Mutter und Sohn unten im Hausflur. Jedes meinte das Andere müsse noch etwas sagen und Keines sprach. Frau von Starff strich endlich liebevoll mit der Hand über sein Haar, als er sich herabbeugte, um sie zu küssen. „Gute Macht, lieber Junge," sagte sie und sah ihn bekümmert an.

## Zweites Kapitel.

Der nächste Tag war ein Sonntag — aber, dem Himmel sei's geklagt, ein Regensonntag! Jedermann machte beim Erwachen die verdrießliche Bemerkung, daß ein monotones Rauschen die Luft erfülle und daß Himmel und Luft grau seien. Das Wasser floß breit an den Scheiben herab und plätscherte aus den Traufen, und verstohlen gähnend versammelte sich die Gesellschaft beim Frühstück im Eßzimmer. „Was soll man an solch' einem Tage anfangen?" Die Baronin Mathilde versetzte mit Würde: „Ich lasse mich durch kein Wetter davon abhalten, in die Kirche zu fahren," und bestellte den Wagen. Gräfin Delavare hätte es für rücksichtslos gehalten, zu Hause zu bleiben, und Tante Lottchen schloß sich natürlich an. Die Mama hatte Dosy aufgetragen, den Zurückbleiben-

den eine Predigt vorzulesen. Niemals gab es eine Frau, welche mehr auf die Erfüllung der äußeren Formen gehalten hätt. Dosy holte bereitwillig das große, schwarze Buch, obwohl Eugen protestirte. Graf Delavare, immer höflich, sagte, das sei aber charmant und Fräulein Dosy ein Engel, und dabei verließ er unbemerkt das Zimmer. Isabelle lag in ihrem Lieblings-Fauteuil und gähnte so ein ganz klein wenig, gerade genug, um ihre Perlenzähnchen sichtbar werden zu lassen. Pussie strich sich den Schnurrbart und sah verdrießlich aus — jetzt sein parmanenter Zustand, dem er aber zum Glück keine Worte verlieh.

Dosy begann tapfer zu lesen, aber schon nach einer Seite kam eine Ermahnung, die irdische Liebe zu fliehen und die himmlische Liebe zu üben, und Dosy stockte und wurde aus irgend einem unbegreiflichen Grunde roth, Isabelle begann ganz leise zu lachen, Eugen stimmte mit ein, Graf Dagobert aber fuhr auf und verließ mit Donnergepolter ingrimmig das Zimmer.

„Ich erkenne Pussie gar nicht wieder," sagte Isabelle, während Dosy beschämt das Buch in die

Bibliothek zurücktrug, wo Graf Delavare saß, Zeitungen las und verwundert aufblickte: „Fräulein Dosy, Sie sind noch mehr als ein Engel. Sie verstehen es, kurz zu sein! Hätte ich das gewußt!“

„Es war sehr, sehr Unrecht,“ versetzte Dosy erröthend, „aber wir lachten Alle. Was hätte Tante Wilhelmine gesagt!

Isabelle und Eugen waren in Folge dieser Unthat allein geblieben. Sie spielte mit ihren Armbändern, seufzte ein wenig und blickte den grauen Himmel vorwurfsvoll an.

Eugen war aufgestanden, er ging unruhig im Salon hin und her, hob bald hier ein Buch, dort ein Kästchen auf.

„Sie sehen heute so blaß aus, lieber Eugen,“ sagte Isabelle endlich mitleidig.

„Was kommt darauf an! — ich weiß es, daß ich eine lächerliche Figur bin, aber Sie brauchen mir das nicht erst zu sagen!“

„Dann haben Sie mich falsch verstanden,“ versetzte sie sanft, „ich meinte das durchaus nicht. Sie sind nur etwas — unselbstständig. Weshalb gehen

Sie nicht auf Reisen? Weshalb kommen Sie nicht in die große Welt? Sie würden dort eine Rolle spielen, Sie würden Neues sehen und lernen und Ihre Ansichten befestigen."

Er kam auf sie zu — er fiel ihr zu Füßen und flüsterte leidenschaftlich:

„Wo Sie mich hinführen, werde ich gehen, was Sie von mir verlangen, werde ich thun — Ihr Wille regiert mein Leben!"

„Eugen — ich bitte Sie!" rief Sie bestürzt, „was habe ich gethan, daß Sie Ihr Wort brechen? — Sie haben mir Freiheit zugeschworen."

„Aber ich — ich selbst bin gefangen."

Sie zog ihre Hand fort und stand auf, sie blickte nach der Thüre, als wolle sie fort, aber dann besann sie sich.

„Sie bereiten mir eine bittere Täuschung," sagte sie zaghaft mit flehendem Blick, „mein Schicksal hing von Ihrem festem Willen ab, und Sie versprachen mir, Ihrer Mutter zu widerstehen, Sie versprachen mir, ein Mann zu sein!"

„Darf ein Mann nicht lieben?"

Das Wort war gesprochen — fast mit Ehrfurcht. Ein heiliger Schauer faßte ihn, als all' die unklaren nebelhaften Empfindungen, die ihn in dieser Zeit gepeinigt hatten, zerrannen und einem großen, reinen Gefühl Platz machten.

„Ja, Isabelle, nicht aus Gehorsam gegen die Wünsche meiner Mutter, aus tiefstem, eigenstem Herzen kommt diese Liebe."

Sie zögerte — sie sah so sanft, so hülflos aus, wie ein Kind.

„Ach, wenn Sie mich doch nicht zwingen wollten! Ich kann meine Furcht nicht überwinden."

„Vor mir? Furcht?"

„Nein, vor Ihrer Mutter."

Er nahm ihre Hand, nach einigem Widerstreben blieb dieselbe passiv in der seinen liegen, niemals war Sanftmuth, Unschlüssigkeit und Bangigkeit lieblicher auf dem erglühenden Antlitz einer jungen Braut ausgedrückt.

„Sie sprechen immer nur von meiner Mutter, Isabelle, Sie haben mir noch nie gesagt, was ich Ihnen bin."

„Sie haben mich noch nie danach gefragt."

„Ich thue es jetzt!"

„O, wenn Sie mich nicht quälen wollten, lieber Eugen, ich sage so sehr, sehr ungern Nein, und kann doch nicht Ja sagen!"

„Ein Klinken an der Thüre brachte Eugen noch rechtzeitig zur Besinnung. Dosy kam ins Zimmer gelaufen: „O, Eugen, Isabelle — was soll man an solch einem verregneten Vormittag anfangen? Wir wollen in den Ahnensaal gehen und Isabelle das Bild zeigen — ja?"

„Charmant, Liebchen," lächelte Isabelle mit unzerstörbarer Ruhe.

„Dein Papa und Herr Prostinger sind auch dabei, und Johann geht mit, der weiß so viel zu erzählen, und Pussie kommt auch — aber er ist etwas schlechter Laune," schloß sie kleinlaut, „ich freue mich nur für den armen Herrn Waldau, daß sich endlich Jemand um seine Bilder kümmert!"

„Du ehrliches Kind," lächelte Isabelle von Neuem und strich Dosy die Locken aus der Stirn, „sehen Sie, Eugen, Wahrheit ist doch die beste Diplomatie. Kein

Mensch wird es glauben, daß Dosy ihr Herz an diesen jungen Mann verloren hat, denn sie versäumt keine Gelegenheit es öffentlich zu bekennen."

Dosy lachte und wurde roth, Eugen achtete wenig hierauf, blaß und unruhig folgte er den beiden Mädchen.

Sie waren von gleicher Höhe, sie waren beide hübsch, sie waren beide anmuthig — was verlieh aber wohl der Erscheinung Isabelle Delavare's diesen unbeschreiblichen Zauber?"

Die kleine Gesellschaft fand sich zusammen und trat den Weg an. Johann war schon vorausgeeilt, um den Maler vom bevorstehenden Besuch zu benachrichtigen. Eine Galerie mit Glasfenstern auf der einen Seite bildete den Uebergang vom neuen Schlosse in den alten Flügel. Isabelle hatte nach ihrer Art beide Hände um Eugens Arm gefaltet und schauerte vor Vergnügen und Gespensterfurcht, „so ganz ein Tag um durch solche alte Hallen und Gänge zu wandern." Grau und still war es hier allerdings und die Stimmen hallten von den Gewölben wider. Eine dumpfe Luft schien hier noch die drückende Hitze der letzten Tage

festzuhalten, während draußen der Regen in Strömen niederfiel. Ueber ihren Köpfen schwebte eine große Fledermaus, bei deren Anblick Isabelle leise aufschrie und ihre goldrothen Haarmassen schutzsuchend an der Schulter ihres Begleiters zu verbergen suchte, ein Unternehmen in Folge dessen Eugen wortlos, mit der geistreichen Miene eines Nachtwandlers einherschritt. Herr Postinger aber bemerkte in belehrendem Ton:

„Die Annahme, daß Fledermäuse ins Haar fliegen, ist, wenn ich mich so ausdrücken darf, eine Fabel."

Graf Delavare lachte und schalt auf seine furchtsame Tochter.

Waldau stand bereits wartend in der Thüre des Ahnensaales, wie eine Schildwache, aber sein Gesicht trug den Ausdruck zorniger Abwehr. Sie gingen Alle an ihm vorüber, ohne ihn viel zu beachten, und doch war da Keiner, der sich mit ihm hätte messen können an männlicher Kraft und Schönheit. Nur einer von den süßen Blicken, mit denen die arme Dosy so unvorsichtig freigebig war, wurde ihm zu Theil.

Doch nein, auch Herr Postinger bemerkte seine finstere Miene. Warte, Du schwarzer Nihilist, dachte

er, werden wir jetzt hinter Deine Geheimnisse kommen? Heraus mit den Schlüsseln zum Pulvermagazin!

„Welch sonderbarer alter Raum!“ sagte die Komtesse, die niedere geschnitzte Decke, die vielen Bogenfenster mit ihren runden Scheiben betrachtend. Ihr Vater hüstelte. Vor mehr denn dreißig Jahren hatte er diesen Saal zuletzt im Lichterglanz gesehen und war Zeuge des „fatalen Vorfalles“ gewesen, der die Hochzeitsfeierlichkeiten störte . . . er begegnete dem scharfen Auge des alten Johann, der vertraulich flüsternd näher trat: „Wir haben hier Parquet legen lassen, Herr Graf, müssen Sie wissen, aus den weißen Bretterdielen war der Fleck nicht herauszubringen.“

„So, so, da wird es wohl die letzte Hochzeit gewesen sein, die hier gefeiert wurde?“

„O nein,“ seufzte Johann kopfschüttelnd, „wir thun's doch nicht anders — und jedes Mal giebt's ein Unglück!“

Eugen hatte Isabelle zum Bilde der Ahnfrau geführt — das war ein wundersames Gesicht, schön, sanft, ein wenig traurig, mit einem unruhigen Blick,

dem man nicht entgehen konnte, er schien sich stets nach dem Beschauer zu wenden.

„Das hat ein großer Künstler gemalt," sagte Isabelle, sichtlich ergriffen, „und das soll die mörderische, grausame Frau sein, deren Geist verdammt ist? Unmöglich, Eugen!"

„Der Schein trügt."

„Dem widerspreche ich. Wenn dies Bild das Portrait einer Verbrecherin ist, dann können Sie auch mich malen und darunter schreiben: eine Mörderin!"

„Still! Nennen Sie sich nicht in einem Athem mit dieser Frau."

Sie antwortete nichts. Als er sie ansah, bemerkte er, daß ihre Wimpern voll großer, glänzender Thränen hingen, ihr Gesicht war ruhig und liebenswürdig wie immer. Sie wandte den Kopf bei Seite und trat vor die Staffelei, auf welcher ein, von Waldau copirter Urgroßvater Starff, ein schöner Mann mit lockigem, weißgepudertem Haar, feurigen Augen, stark gebogener Adlernase und kühngeformten Kinn stand — Zug um Zug Herbert Starff. Daneben lehnte das Orginal

„Waldau, Sie sind ja ein Meister!" — rief Eugen

überrascht, „blicken Sie doch her, Isabelle, die Kopie übertrifft das Original bei Weitem.“

„Sehr gnädig,“ versetzte Waldau in bitterem Tone.

„Sie müssen mir doch beistimmen, Isabelle.“

„Herr Waldeck malt gewiß sehr schön,“ sagte Isabelle, ihn durch ihre liebenswürdige Nichtachtung seines Namens noch tiefer kränkend.

„O, zeigen Sie doch das Bild von Eugen,“ bat Dosy. „Sie wissen doch, Sie haben ihn als Prinz Kalaf skizzirt!“

Waldau holte es herbei, hiermit aber konnte er von der schönen Komtesse kein Lob erringen. Sie machte ihre Ausstellung sanft, aber sehr entschieden: Das Gesicht sei nicht schmal genug, das Kolorit zu blühend. Eugen habe ein so elegantes Blaß.

„Komtesse malen wohl selber?“ fragte Waldau endlich mit unverhohlenem Verdruß.

„Ja, ja Herr Waldau, ein wenig. Gerade genug, um zu beurtheilen, daß hier ein kleiner Fehler in der Farbenmischung vorgekommen ist. Aber Sie dürfen mir nicht böse sein, nicht wahr? O, dort erzählt

Johann solch eine Schauergeschichte unter dem Bilde. Was hat jener Mann gethan? Das muß ich hören, kommen Sie, Eugen."

Wenn Johann einmal ein Publikum gefunden hatte für seine Familienlegenden, so nutzte er die Geduld derselben gründlich aus. Aber an solch einem trüben Regentage und in solch einem der Erinnerung geweihten Saale kam das Erzählen und Zuhören sehr natürlich und die Zeit verging rasch, die Phantasie füllte sich mit allerhand Bildern, welche dies graue Nichts ringsum belebten. Nur Pussie saß mit gefurchter Stirn auf einem Fensterbrett und sah in den von der hohen Hecke umfriedeten Küchengarten herab.

Endlich begann Graf Delavare leise zu gähnen und gab damit das Zeichen zum Aufbruch. Im bunten Durcheinander verließ die Gesellschaft den Saal. Der Letzte schloß die Thüre, Waldau blieb allein zurück und horchte auf die Stimmen.

Als Alles ganz still geworden, setzte er sich an den Tisch, auf dem seine Mappe und sein geschmähtes Bild noch lagen. Er streifte den Aermel seiner dunkelblauen Sammetblouse zurück und heftete nachdenklich

den Blick auf den eines Athleten würdigen Arm. Prüfte er die Muskelstärke desselben, um einen Gegner damit im Faustkampf niederzuwerfen? — Nein, er betrachtete nur vier, in die Haut geritzte mit rother Farbe eingeätzte Buchstaben: C. A. R. A.

Und er sprach den Namen leise aus: „Cara.“

„Hier bin ich,“ sagte eine zitternde Stimme.

Wie vom Donner gerührt fuhr er zusammen und sprang dann auf.

Da stand sie vor ihm — sie selbst, die seit einem Jahr sein Herz in Flammen setzte und für ihn nur den einen Namen trug: Cara!

Lange sahen sie sich sprachlos an, als schöpften sie beide Leben aus diesen Blicken, als wäre es schon Beseligung, sich allein, Aug' in Aug' gegenüberstehen zu dürfen — dann aber streckte er wild die Hand aus und Isabelle Delavare flog an sein Herz, weinend, jubelnd, lachend, schluchzend.

„Wahnsinniger, unvorsichtiger Engel,“ murmelte er verstört, „das wagst Du? Und was hast Du vor? Mich oder Dich oder uns Beide um den Verstand zu bringen?“

„Sie sind Alle fort, sei ruhig, es kommt Niemand. O, ich mußte Dich sehen — weshalb seit drei Tagen kein Brief in der Eiche? Lancelot, Du tödtest mich! Du liebst mich nicht mehr?“

„O, Himmel!“ murmelte er, „und was denkst Du denn, fesselt mich an dies Höllenleben, zu dem sie mich hier verdammen? Bist Du nicht stärker, als alle Qualen, die ich leide? Du schicktest mich her und Du folterst mich hier langsam und sicher. Gesteh' es nur.“

„Lancelot, habe Erbarmen. Ich kann nicht anders. Du kennst meinen Vater nicht. Er ist furchtbar, Geliebter, und er will, daß ich Eugen Starff heirathe.“

„Und Du wirst Dich gehorsam seinem Wunsche fügen — das sehe ich kommen.“

„Was soll ich thun?“ flüsterte sie hilflos und blickte zu ihm auf mit Augen, die in Thränen schwammen. Er hätte von Stein sein müssen, wenn ihn dieser Blick nicht bezwang.

„Cara!“ flüsterte er wieder und bedeckte ihre Lippen, ihr schimmerndes Goldhaar mit Küssen, ich

will nicht mehr an die Zukunft denken — eben bist Du mein."

„Wachend und träumend, lachend und weinend bin ich Dein," rief sie leidenschaftlich, „das Eine mußt Du doch wissen — sagst Du es Dir nie, wenn Du mich unter ihnen Allen siehst? Fühlst Du es nicht, wenn ich an Dir vorübergehe und sehe Dich nicht? Ach, Du mußt es empfinden, und wenn das nicht, dann mußt Du es glauben. Wenn ich mich des Morgens über den Teich rudere, um Deinen Brief aus der Eiche drüben zu holen, und ich finde ihn und lese ihn, dann klopft mein Herz, als ob Du neben mir säßest. Aber auch da hat sich Eugen hineingedrängt — wir müssen auf einen anderen Versteck sinnen, mein Herzbrecher! Wenn sie Verdacht schöpften, wäre ich verloren."

„Ich fürchte nur Eine."

„Dolores? Ich weiß nicht, ob sie wirklich im vorigen Sommer in Altenkloster etwas gesehen hat. Ich bezweifle es sehr. Vielleicht hat sie jene Begegnung im Walde wieder vergessen — oder sie erkennt Dich nicht wieder. Wenn ich an jene Woche

denke, Lancelot, und sie mit diesem Sommer vergleiche, macht es mich herzkrank! Aber kann ich es ändern? Ich könnte Eugen abschütteln — aber seine Mutter! Wie mir vor ihr graut! Wenn ich an die Zukunft denke, wird mir schwindlig zu Muth, und doch geht Tag um Tag hin, und diese fürchterliche Frau, die Alles beherrscht, treibt uns Schritt um Schritt dem Ziele näher — und mein Vater, ach, ich wiederhole Dir, da ist es umsonst, an Widerstand zu denken. Höre mich geduldig an, ich muß mich aussprechen, das Herz will mir sonst brechen. Ich leide mehr, als Du ahnen kannst. Mein Vater zürnt und drängt mich, Eugen zu ermuthigen, die Mama redet und bittet — sie lassen mir nie Ruh. Jeder Versuch, Dich zu sprechen schlug bisher fehl, denn man läßt mich nie aus den Augen. Das Einzige, was mir gelang, war, Eugen davon zu überzeugen, daß Du für seine Schwester schwärmst."

„Das that auch ich, auf Deinen Befehl — es hat mir einen Feind geschaffen."

„Der arme Pussie, er verzehrt sich in Eifersucht. Sei vorsichtiger, Lancelot. Könnte man nicht ein Ge-

dicht finden in welchem Du Deine Zweifel darüber aussprichst, welche von uns Beiden schöner sei? Das könnte sehr poetisch unter Blumennamen geschehen."

„Nein, Cara — verlange nicht, daß ich mich durch solch einen Zweifel lächerlich machen soll," versetzte er lachend.

„Sieh!" rief sie jubelnd und ihre Hand glitt liebkosend über seine Stirn, „jetzt ist die finstere Falte dort endlich weg, Du mein schöner Apoll! Jetzt siehst Du wieder aus wie damals, als wir uns täglich unter den Linden begegneten im Menschengewühl und uns ansahen, bis ich Dich einst vorfand bei dem alten Maler, der mir Unterricht im Blumenmalen gab, o, jener liebenswürdige Greis! Kannst Du Dich erinnern, wie oft er ins Nebenzimmer ging, um eine Farbe zu holen?"

„Ich lebe von diesen Erinnerungen, das weißt Du!"

„Er nannte mich seine pünktlichste Schülerin und fragte Dich, weshalb Du Dich nicht unsterblich machtest durch ein Bild von mir."

„Und beim Jupiter, es hätte mich unsterblich gemacht!" rief Waldau feurig, „es wäre eine Er-

leichterung für mein Herz gewesen. Unaufhörlich greift meine Hand nach dem Pinsel, um der stürmischen Sehnsucht nachzugeben und Dich, Dich auf die Leinwand zu bringen, so wie Du vor mir stehst, ob gegenwärtig oder abwesend. Aber ich wage es nicht . . . das Bild würde Alles verrathen, und wer es sähe, würde ausrufen: Das ist im Enthusiasmus der Liebe gemalt!"

„Lancelot, ich muß jetzt gehen, man wird mich bereits suchen."

„Lasse mir ein Andenken da — ein Band, eine Schleife, eine Blume."

„Lauter Verräther! — Nein, mein Herzbrecher! Aber Du batest mich einst auf den Knieen um eine Locke — heute will ich Dir all mein schönes Haar schenken! . . . Ich will splendid sein. Fortan, wenn ich früh an den Spiegel trete, werde ich mir sagen: sein Haar! . . . Leb' wohl, leb' wohl . . . halte mich nicht auf, Lancelot, es hilft nichts! Gieb auf die Lieder Acht, die ich heute Abend singen werde, sie gelten alle, alle Dir!"

Sie war hinausgeglitten und er stand wieder

allein in seinem goldenen Gefängniß. Sein Herz klopfte fast hörbar, seine Augen funkelten, — rasch und blendend wie ein Blitz war das Glück gekommen und entschwunden. Die Finsterniß erschien jetzt doppelt finster, die Entsagung doppelt schwer!

## Drittes Kapitel.

„Ach! es regnet noch immer!“ flüsterte Dosy am Nachmittag und legte ihre Wange melancholisch an die Fensterscheibe. Einige klare Regentröpflein rieselten dabei, merkwürdiger Weise an der Innenseite des Glases herab. Denn Dosy war sehr traurig. Es wäre schwer gewesen zu sagen weshalb. Es war eben das Wetter. Es war die Langeweile, welche sich der ganzen Gesellschaft bemächtigt hatte und Alle zum Gähnen brachte, ausgenommen Eugen. Dieser gähnte garnicht, wie Dosy mit Erstaunen bemerkt hatte. Er saß im Musiksalon und kopirte Noten, kleine Liedchen, welche die Komtesse heute Abend zu singen wünschte! „Nun wahrhaftig,“ dachte Dosy, „die werden gewiß bald Mann und Frau. Ach, wie traurig ist das Alles!“

Der große Salon war eben ganz leer, denn die älteren Herrschaften haderten in ihren Schlafgemächern mit dem Regenwetter. Die glänzenden Möbel, die japanischen Vasen mit den riesenhaften Argusfederbüschen, die Blumentische, die gold- und silbergestickten Sessel und Tischdecken, alles sah so grau aus und schimmerte feucht.

Graf Dagobert hatte einen großen Regenmantel angezogen, der ihm um die Füße klatschte, und war hinausgegangen mit dem Muthe eines Meergottes, ahnungslos, daß ihm zwei braune Augen bekümmert nachsahen. Da ging er, der sonst das Gehen für eine, des Kavalleristen unwürdige Erfindung erklärte, seit nun schon einer Stunde auf und nieder.

„Seit drei Tagen hat er kein Wort mit mir gesprochen," beichtete Dosy den Fensterscheiben, und eine neue kleine private Regenfluth rieselte am Glase herab, „und wenn er jetzt hereinkommt und findet mich hier, so bin ich überzeugt, er geht direkt zur andern Thür wieder hinaus. Ich kenne das schon und weiß genau, wie es kommen wird."

Aber das Schicksal bereitet uns manchmal

sonderbare kleine Ueberraschungen und Dosy ließ sich auch nicht träumen, daß in jener harmlos aussehenden, schwarzpolierten Thürklinke ein kleiner Kobold hause, der beschlossen hatte — da sich sonst Niemand im Hause drum kümmerte — ihr Schicksal in die Hand zu nehmen. Thut dies aber ein Kobold, so geht die Sache ohne Purzelbaum nicht ab! — Nach einiger Zeit vernahm die gekränkte junge Dame im anstoßenden Vorsaal knarrende Schritte. War das Pussie, oder war er's nicht? Auf den Fußspitzen lief sie zur Thür, öffnete leise, leise und schob dieselbe ein ganz klein wenig auf — im selben Augenblick aber wurde diese Thür mit Vehemenz aufgerissen, Dosy verlor die Balance und fiel direkt in zwei Arme, die sich, dem Instinkt der rettenden Nächstenliebe folgend, blitzschnell um sie schlossen. Der Eintretende war aber Graf Dagobert, regennaß und mit dem unliebenswürdigsten Gesicht von der Welt.

„Donnerwetter!" murmelte er, „wer — was ist — ich bitte um Entschuldigung."

„Ich — ich bin's nur," stammelte die arme Dosy, dunkelroth vor Beschämung, ich — ich gehe schon."

„Hm . . . damit hat's ja keine solche Eile," sagte Pussie, wider Willen lachend.

„Pussie!" rief das Fräulein wie elektrisirt.

„Hm? Was? Bekomme ich den Namen wieder mal zu hören?"

„Ich — ich meine nur — Sie sind nicht mehr böse auf mich?"

„Hm!" sagte Graf Dagobert zum dritten Mal, denn beugte er sich herab und sah ihr in die Augen und dann murmelte er: „Ich kenne einen großen Esel und sein Name ist Dagobert Delavare!"

„Und ich kenne eine kleine Distel, die er zermalmt," lachte Dosy, und lief davon, so schnell sie laufen konnte.

Nach dieser merkwürdigen Begebenheit ging Dagobert Delavare mit großen Schritten direkt in das Arbeitsbureau der Schloßfrau und hielt bei Baronin Mathilde feierlich um die Hand ihrer jüngsten Tochter Theodosia an.

Frau von Starffs Erstaunen war ungekünstelt. Eine andere Mutter hätte dies Ereigniß ahnen können — sie nicht. Hätte sie denn Zeit gehabt, über die

Herzenserfahrungen ihrer Tochter zu wachen, so lange „Eugen und Isabelle“ eine offene Frage war? — Obgleich gegen die Sache im Grunde nichts einzuwenden war, kam ihr dieselbe doch augenblicklich ziemlich ungelegen — sie gerieth fast in Verwirrung, wenn sie sich überlegte, wie der Verlauf dieser kleinen Extra-Brautschaft und die Hochzeit, sich am besten in all ihre wohldurchdachten Pläne einfügen ließe.

Eine Stunde später huschte Dosy auf den Fußspitzen in Eugens Zimmer, wo dieser im Fenster saß und las. Sie legte ihre glühende Wange an seine Schulter und flüsterte ihm zu: „Ich bin so glücklich, lieber Eugen, — o, ich wünschte, Du wärst es auch!“

So fand dieser Regentag noch einen fröhlichen Abschluß und an diesem Abend mußte der Maler Graf Dagoberts Stelle am Whisttisch einnehmen, denn Dosy und Pussie hatten, wie es schien, jene lauschige Ecke gemiethet.

„Ein frohes Ereigniß,“ vertraute nachher Herr Prostinger dem Maler an, „dem bald ein noch froheres folgen wird.“

„Und was meinen Sie?“ fragte Waldau finster.

„Die Verlobung unseres Barons, mit Ihrer Erlaubniß."

„Mit meiner Erlaubniß!" wiederholte der Maler, eigenthümlich lächelnd.

„Ja, ja, und ich wünschte, die Sache wäre schon in Ordnung, sie regt Baron Eugen bedenklich auf. Baron Eugen ist, beiläufig bemerkt, sehr verliebt. Das ist ein Kreuz. Kann ich's hindern? Und dann spricht die Gnädigste: Prostinger, sagt sie, mein Sohn hat wieder schlecht geschlafen. Das glaube ich. Denn es wird wieder gequacksalbert, Chinin und andere Gifte, zur Hebung der Nerven. Hebung der Nerven! Aber eine besorgte Mutter würde in einem unbewachten Augenblicke die Fledermausbouillon aus Macbeths Hexenkessel herbeischleppen, um ihren geliebten Sohn zu vergiften, und leider ist das Leben so voll unbewachter Augenblicke, daß dem erfahrenen Arzt beim Gedanken hieran die Haare zu Berge stehen können."

Während dieser Rede saß drinnen im Musiksalon die Komtesse am Klavier und sang mit ihrer leisen süßen Stimme: „Ich durfte Dir kein Wörtchen sagen, zu viele Lauscher waren wach" — und Eugen saß

neben ihr und legte sich traumverloren ihre goldenen Ketten um das Handgelenk.

Am Abend dieses Tages, als Isabelle in ihrem Zimmer saß und träumerisch auf ihre goldgestickten Pantöffelchen herabblickte, trat ihre Mama ein, den Kopf voll kleiner Lederwickel, das Antlitz in Folge abgewaschener Schminke ein wenig gelb, der Hals in Folge abgelegter Spitzen-Draperien etwas lang und runzlich.

„Mein liebster Engel," begann die gute Dame, „es ist mir so unangenehm, aber Papa schickt mich, um Dir zu sagen, daß er garnicht mit Dir zufrieden ist."

„Ach, Mama!" seufzte Isabelle, ich fürchte, Eugen und ich werden uns nie so recht verstehen."

„Herzchen, er würde schon, wenn Du wolltest," schmeichelte die Mama.

Was sollte man nur mit dieser Tochter anfangen? — Sie war ganz im Gegensatz zu allen, ihr anfangs von Eugen zugeschriebenen weltlichen Fehlern, das romantischste und thörichte Kind der Welt. Anstatt klug und weise für ihre Zukunft zu sorgen, hatte sie die kostbare Zeit mit Tändeleien verloren. Sie hatte

seit der Zeit, wo sie für ihren Musiklehrer schwärmte und von jungen Poeten, Schauspielern und Fähnrichen angebetet wurde, immer irgend ein ganz unmögliches Ideal im Kopfe gehabt. Die Mama wußte das. Wohl schmiegte sich ihr Töchterchen gern im bequemsten Fauteuil, nippte gern Champagner und saß im Opernhause gern im ersten Rang — aber daß alle diese Dinge Geld kosten, das bedachte sie nie. Es war der Scheinluxus einer verarmten und verschuldeten Existenz, es war geborgte Eleganz, die ihr Leben umgab, aber das sorgte sie nicht. Hatte sie doch nie Mangel gekannt, dachte sie sich doch, im Gegentheil, die Armuth poetisch und reizvoll — vorausgesetzt, daß viel Liebe damit verbunden sei.

Die Mama konnte bei diesem Familienplane daher nur auf den Gehorsam, nicht auf das Verständniß der Tochter rechnen. Isabelle wußte, was über sie beschlossen war, und sie war die nachgiebigste aller Töchter. Ihr Lebenswort war jenes sanfte, phlegmatische: „Ja, Mamachen!“ Und doch liegt grade in dieser unweigerlichen Zustimmung ein passiver Widerstand. Sie lehnt sich nie ernstlich auf, sie

macht nie eine Scene, aber sie hat schon als siebenjähriges Kind „Ja Mamachen" gesagt und dann die für schädlich erklärten Bonbons gegessen, wenn Niemand dabei war. Einmal hierbei betroffen und zur Rede gestellt, erwiderte sie freundlich: „Ich wollte Dich nicht betrüben, Mama."

Ein Hüsteln hinter der Thür zeigte an, daß Hilfstruppen im Anmarsch seien, und gleich darauf trat der Papa ins Zimmer.

„Nun, wie steht's?" fragte er sehr höflich.

„Ich sage eben Bellie, daß wir von ihrer mädchenhaften Zurückhaltung entzückt sind, aber daß es nun doch Zeit ist, diesen armen Eugen zu ermuthigen."

„Und ich hoffe, daß meine liebe Tochter bald dieser unbehaglichen Situation ein Ende macht!" sagte der Graf.

Der Papa befahl nie, er hoffte nur, aber hinter diesem glatten „ich hoffe", stand ein felsenharter Wille. Isabelle wußte, daß ihr Leben, wenn sie den Gehorsam verweigerte, einer Hölle gleichkommen würde — armes Kind, sie war nicht zur Märtyrerin ge-

schaffen. Sie litt schon hinreichend unter der Mißstimmung, der Unzufriedenheit, den zugespitzt malitiösen Aeußerungen, durch welche sich der liebenswürdige Graf „zu Hause" zum unangenehmsten Tyrannen machte. Wenn Frau und Tochter schon für seine Verluste am Spieltisch büßen mußten, welch ein Schicksal wartete ihrer, wenn sie seinen Zorn speziell auf sich lenkten? „Und ich hoffe auch," fuhr er jetzt, da sie schwieg, mit verbindlichem Lächeln fort, „daß meine schöne Tochter das Glück zu würdigen weiß, welches sich ihr, Dank unserer seit Jahren bewiesenen Klugheit und Vorsorge, so unverdienter Maßen bietet. Denn Du wirst mir doch zugeben, liebes Kind, daß, wenn Deine Mama in ihren Briefen mitgetheilt hätte, welche Meinung die Vorsteherin der Pension von der unvorsichtigen Komtesse hatte, Frau Baronin Mathilde nie auf den Gedanken gekommen wäre, sich die Frau für ihr Goldsöhnchen just aus Berlin zu verschreiben! — Denn die Komtesse ist ein wenig unvorsichtig gewesen, sie hat die Fächersprache zu gut gelernt und kleine, unschuldige Billets sind schon am Schultisch

verfertigt worden. Du siehst, Liebchen, wir sind unterrichtet."

Isabelle vergoß sanfte Thränen und lehnte sich an die Mama. Da war etwas Diabolisches in der Schadenfreude, mit welcher der Graf auf sie herabsah.

„Nun zum Schluß, meine Kleine! — Es versteht sich von selbst, daß ich meine Tochter, die Baronin Starff-Starffeck, hochhalten und ehren werde, aber die Komtesse Isabelle, die in der Pension mit ihrem Musiklehrer und im Ballsaal mit den Kameraden ihres Bruders kokettirt hat, wird, da auch eines Vaters Geduld einmal reißt, die Behandlung empfangen, die sie verdient hat."

Damit verneigte er sich wie vor einer Fremden und ging hinaus.

„O wie hart!" flüsterte Isabelle, ihre Thränen trocknend, „als wenn es meine Schuld wäre, daß ich schön bin und bewundert werde, und wenn ein Mensch interessant und talentvoll ist, weshalb sollte ich nicht für ihn schwärmen, wie es alle meine Freundinnen thaten, ich war sehr kindisch, aber ich war noch so jung. O, Mama, Du solltest Mitleid mit mir haben."

„Es wird schon gehen, Bellie, wenn Du es nur verstehst, Dich bei der Schwiegermama beliebt zu erhalten.“

„Ich fürchte sie wie den Tod.“

„Kindchen, das ist thöricht,“ betheuerte Gräfin Pauline und schlich sich aus dem Zimmer, die Tochter dort allein in Thränen auf dem Fauteuil lassend.

Nicht zum ersten Male hatte solch eine Scene den Abend beschlossen, und da Tante Lottchen, welche gerade unter dem Zimmer wohnte, die Schritte und Stimmen gedämpft hören konnte, verbreitete sich im Schlosse die Ansicht, Graf und Gräfin Delavare seien so zärtliche Eltern, daß sie, wie einst an der Wiege, so jetzt am Bett der Tochter säßen, bis der Schlummer die herrlichen Augen schloß.

Der erste, zum Bewußtsein dringende Ton am nächsten Morgen war das einförmige Niederfallen dieses unbarmherzigen Regens. Die Parkwege waren zu sanft murmelnden Bächen geworden, die Wassertraufen zu Kaskaden. In den Bäumen rauschte es beständig und in den Zimmern dunkelte die Luft.

Es war wohl verzeihlich, daß die Komtesse etwas bläſſer als ſonſt ausſah, aber Eugen betrachtete ſie mit einer Sorge, als befürchte er den Ausbruch einer tödlichen Krankheit.

Und der Tag ſchlich hin, langſam wie ein Krebs. Nur Doſy und ihr Bräutigam waren vergnügt, am glücklichſten darüber, daß Niemand ſie beachtete. Am Nachmittag ſchickte Baronin Mathilde die Jugend ins Billardzimmer — dort ſpielte man, bis es dämmerte und bis Tante Lottchen erſchien.

„Lieben Kinder," ſagte dieſe etwas aufgeregt, „ich bin ganz echauffirt. Dieſen Nachmittag träumte mir —"

„Dieſen Nachmittag?" fragte Eugen, die Augenbrauen in die Höhe ziehend, „während Du die Strümpfe für die armen Waiſenkinder ſtrickteſt?"

„Aber gerade dann," rief die Tante eifrig, „es war kein Traum. Nein! Als wir vom Mittag aufſtanden, überfiel mich eine ſo merkwürdige Empfindung."

„Geben wir ihr den außergewöhnlichen Namen Schläfrigkeit," ſchlug Eugen vor.

„Da muß ich doch sehr bitten," protestirte die Tante eifrig, „den Dingen keine beliebige Namen zu geben. Es war ein geisterhafter Zustand — so gewissermaßen —"

„Somnambule, wenn ich bitten darf, sich dieses Wortes zu bedienen," schaltete Herr Prostinger ein und schob seine Brille hoch.

„Somnambule! Sehen Sie, lieber Prostinger, da haben Sie es getroffen! Nun also hört: Meine Thür ging auf und vor mir stand Eugen, in härenem Mönchsgewand. Ich schrie laut auf und — kam wieder zu mir."

„Was sagen Sie hierzu, Komtesse?"

Keine Antwort. Isabelle hatte, das Dämmerlicht benutzend, die Stube verlassen. Eugen ward sogleich zerstreut, unruhig und ging endlich, sie zu suchen.

Wieder schien es fast, als habe sie absichtlich dies Versteck gewählt, denn er fand sie in einem recht magisch erleuchteten Blumenfenster, welches sich halbkreisförmig an den Musiksalon schloß. Hier saß sie — ein Opferlamm, das von selbst zum Opferaltar geht!



TRÜ Raamatukogu

„Isabelle, seit gestern," begann er zögernd, als im Salon Schritte klangen. Graf Delavare, die Zeitung in der einen, die Cigarre in der anderen Hand, kam auf den Erker zu, augenscheinlich in der Absicht, hier eine verstohlene Cigarre zu rauchen.

„Pardon, ich störe wohl?" fragte er, zurückprallend.

„Durchaus nicht, Papa. Weshalb?"

„Weil Baron Eugen im Begriffe stand, Dir eine Mittheilung zu machen."

„Es war gut, daß Sie mich unterbrachen, Graf," versetzte Eugen trübe, „ich hätte mich sonst hinreißen lassen, Ihrer Tochter eine Bitte vorzulegen, auf welche ich die Antwort schon weiß."

Der leutselige Herr warf seiner Tochter einen Blick zu, vor dem sie sich entfärbte.

„Sind Sie dessen so gewiß, mein lieber Eugen?" fragte er schalkhaft.

Da entstand eine lange Pause. Schüchtern, glühend, mit niedergeschlagenen Augen, stand Isabelle da.

„Komtesse“ — begann Eugen von Neuem und stockte.

„Kinder,“ sagte der Graf mit heiterer Ruhe, „macht Ihr Euch Beide das Leben nicht etwas zu schwer? Wäre es nicht einfacher so?“ und die Cigarre mit den Zähnen festhaltend, nahm er die Hände der Liebenden und vereinigte sie, halb im Scherz, halb im Ernst — und Isabelle blickte zu ihrem künftigen Gatten empor mit einem Lächeln.

## Viertes Kapitel.

Und was hatte Dolores gethan, während dieser Regentage, da trotz aller Liebessorgen Jedermann im Schlosse gähnte? Sie hatte vor allen Dingen nicht gegähnt. Weshalb hätte sie es thun sollen? Von welchen Beschäftigungen hielt denn das Regenwetter sie ab? Welches ihrer Vergnügen beeinträchtigte es? Da sie bei Sonnenschein keine Ursache, zu jubeln, sah sie auch bei Regen keinen Grund, zu gähnen. Sie saß hier in ihrem Zimmer, wie sie in Altenkloster in ihrem Zimmer saß und stickte oder, wenn ihr das Nutzlose dieser Arbeit einfiel, in Nichtsthun versank .... d. h. in jenes unerschöpfliche Grübeln über die merkwürdige Frage: Wozu ward ich eigentlich erschaffen? Wirklich nur, um meinen Eltern eine Enttäuschung zu bereiten? Was soll ich auf der Welt?

Sie kannte in Altenkloster alle die Frauen, welche dort in der abgeschiedenen Stille dieses Asyls ein bescheidenes Dasein abspannen, befreundet war sie mit keiner. Vortreffliche, erfahrungsreiche und fromme Seelen waren hingekommen, hatten dort gelebt und waren gestorben, und Dolores war theilnamslos an ihnen vorüber gegangen, weil sie sich nicht die Mühe gab, zu erforschen und zu unterscheiden. In ihren Augen waren sie Alle streitsüchtig und schwatzhaft. Ihre großangelegte Natur stand über den winzigen Interessen und Intriguen, durch welche Jene ihrem gleichförmigen Leben eine harmlose Würze gaben. Ob Fränlein Josline's Bologneser wirklich Fräulein Justine's Katze durch den Garten gejagt hatte und was hieraus resultirte, kümmerte Dolores nicht, und ob Fräulein Malwine's Neffe das Abiturienten-Examen bestanden habe, war ihr vollends gleichgültig.

Und nun gar hier!

Seitdem die Delavares im Schlosse waren, kam sie noch seltener als sonst zum Vorschein, denn die faden Komplimente des Grafen, die süßliche Freundlichkeit der Gräfin Pauline waren ihr in tiefster

Seele antipathisch — für Isabelle hatte sie nur ein verächtliches Achselzucken. Mochten die dort drüben thun und lassen, was sie wollten. Was kümmerte sie sich darum? Außerdem hatte sie ihre eignen Verdrießlichkeiten, die ihre Zeit in Anspruch nahmen.

Sie war von Kindheit an, d. h. seitdem sie die, eigentlich Tante Lottchen zukommende Stiftsstelle benutzte, an Bedienung gewöhnt und in Bezug auf ihre Kammerjungfer verwöhnt gewesen. Sie hatte nach dem Tode der Großmama Eckermann die vortreffliche Kammerfrau derselben überkommen und war von derselben bedient worden, wie eine Prinzessin. Nun hatte sich diese aber zur Ruhe gesetzt und als sich ihre Herrin nach Ersatz umsah, hatte sich der Pfarrer von Altenkloster in die Sache gemischt und ihr ans Herz gelegt, ein Werk christlicher Barmherzigkeit zu thun und ein junges Mädchen in Dienst zu nehmen, welches daheim von ihrem Stiefvater, einem Schuster, schlecht behandelt werde. Weitere Nachforschungen hatten ergeben, daß Jeannette eine Enkelin der Frau Barbara war, unter deren mürrischem Regiment Dolores ihre frühste Kindheit verlebt hatte. Als Dolores diese

Entdeckung machte, hatte sie schon ihr Versprechen gegeben, das Mädchen wenigstens vorläufig in Dienst zu nehmen, aber sie hatte nun bereits ein Vorurtheil gegen dasselbe. Jeannette kam und es zeigte sich bald, daß sie nichts mitbrachte, als ihren guten Willen und eine an Leidenschaft grenzende Verehrung ihrer Retterin. So gab es täglich Verdruß über Ungeschicklichkeiten und Jeannette saß mit rothgeweinten Augen, ihr eigne Dummheit bejammernd, von früh bis Abend in ihrer Kammer, die steifen Finger mit der Nadel plagend. Sie war scheu und ängstlich wie ein verprügelter Hund und hatte eine Art, sich hinter Sophas und Truhen zu flüchten, welche Dolores zur Desperation brachte. Hundert Entbehrungen erwuchsen aus ihrer Unfähigkeit und Dolores war fest entschlossen, sie, sowie sie einen Ersatz gefunden hatte, nach Hause zu schicken.

Indessen nahmen auch die Regentage ein Ende. Zwar schienen die Baumkronen noch getränkt mit Wasser zu sein, und der leiseste Windhauch brachte einen Schauer herab, aber die Wolken hingen zerrissen und licht am Himmel, sie hatten ihren Inhalt aus-

geschüttet. Die Frau des Gastwirthes im Dorfe hatte dem gnädigen Fräulein die Nachricht zukommen lassen, daß ihre Tochter, bisher im Dienste einer Gräfin, zu Hause sei und jeden Tag wieder in Dienst treten könne. Diese Nachricht entschied über das Schicksal der kleinen Jeannette.

„Hole mir Hut und Mantel," sagte Dolores, indem sie vom Fenster zurücktrat, „ich will ausgehen. Außerdem theile ich Dir mit, daß Du entlassen bist. Bis zum Ende des Monats kannst Du natürlich hierbleiben, dann aber mag Dir der Pfarrer eine andere Stellung suchen oder Dich zu Deinem Stiefvater zurückbringen. Wenn Du aber nicht vorher etwas Ordentliches lernst, nimmt Dich schwerlich Jemand in Dienst, das kann ich Dir sagen!"

Jeannette hatte das angehört, ohne ein Wort zu erwidern, sie ging zum Schrank, holte das Verlangte, legte es mit zitternden Händen hin — dann aber entfloh sie aus dem Zimmer.

Drüben im Ahnensaal aber ließ Waldau seinen Pinsel fallen — ein Jammergeschrei gellte durch die

verlassenen Gänge draußen, der ihm einen abergläubischen Schreck durch alle Nerven jagte.

Dolores hörte den Schrei auch, aber sie hielt es unter ihrer Würde, Neugierde zu empfinden und nachzuforschen, ob ihn eine Geisterstimme oder das Käuzchen im Thurm ausgestoßen hatte.

Sie verließ den Flügel und ging durch den Küchengarten. Im hier und da durchbrechenden Sonnenschein glänzten die Levkoyen und der blaue Ritterſporn, mit welchem die Salatbeete eingefaßt waren. Hier war sie schon als Kind an Barbara's Hand durchgewandert, hier pflegte sie jetzt an sonnenheißen Tagen in der Laube an der Baumhecke zu sitzen, allein von früh bis spät, wenn nicht ein Gärtnerbursche begießend durch die Beete schritt. Hier reiften purpurrothe Johannisbeeren und spendeten Münze, Basilikum und Lawendel gewürzigen Duft.

Als sie aus dem Park auf die zum Dorfe führende Straße kam, hörte sie hinter sich das Rollen eines leichten Wagens. Als derselbe sie erreichte, hielt er an — Herbert Starff sprang heraus und kam rasch auf sie zu.

„Eine Ueberraschung, liebe Dolores! Gehst Du spazieren? Darf ich Dich begleiten?"

„Ich kann es nicht verhindern", erwiderte sie den Kopf stolz zurückwerfend. Er gab dem Kutscher einen Wink, derselbe fuhr langsamer weiter.

„Der erste leidliche Tag heute, der Dich herauslockt! Ihr dürft Euch aber über Regentage nicht beklagen, mir scheint, sie begünstigen Verlobungen."

„Wir?" versetzte sie abweisend, „ich sehe keine Ursache zu klagen."

„O nein — es sind ja zwei strahlend glückliche Pärchen, denen ich eben meine Gratulationen zu Füßen legte."

„Zwei?" fragte sie, „also Eugen ist nun auch eingefangen?" — fügte sie mit gleichmüthiger Ironie hinzu.

„Er hat sich gerne fangen lassen und es unterliegt ja keinem Zweifel, daß Komtesse Isabelle bezaubernd ist. Und Du hast es noch nicht gewußt? Sie sind seit vorgestern verlobt!"

„Ich war seit vorgestern nicht drüben, und mir trägt Niemand Neuigkeiten zu, meine Kammerjungfer

am wenigsten, aus dem einfachen Grunde, weil sie von den meisten Dingen nichts begriffen hat."

„Aber Dolores, es muß Dich freuen — — gieb es zu! Stelle Dich nicht kaltherziger als Du bist."

„Freuen? Und bitte, was wäre daran Erfreuliches?"

„Du wirst doch das Glück Deiner Geschwister mitempfinden — Dolores, sei gut, verstelle Dich nicht."

Sie zuckte die Achseln.

„Es erfreut mich weder, noch betrübt es mich," versetzte sie, „wenn aber eins von beiden der Fall wäre, so könnte das unmöglich Freude sein. Ich kann mich nur wundern — — über meine Mutter, die für die gescheiteste Frau im Lande gilt, über Eugen, über Euch Alle — aber die Starffs sind ja allwissend und ich möchte Eure Gesichter sehen, wenn ich Euch meine Meinung sagen wollte!"

„Und das wäre Deine Meinung?" — fragte er betroffen.

„Daß sich meine Mutter da eine kuriose Suppe eingebrockt hat, an der sie ihr Lebtag essen wird!"

„Dolores, was soll das Alles bedeuten? Sprich doch offen, ich bitte Dich!"

„Was geht es mich an? — Meinetwegen könnte Eugen eine Seiltänzerin heirathen, mir scheint, sie wird dadurch, daß meine Mutter sie für einen Engel erklärt, in den Augen aller Starffs nun auch wirklich zu einem Engel."

Da entstand eine lange Pause. Herbert Starff strich sich einige Mal seufzend über die Stirn, dann sah er auf die schlanke, schwarze Gestalt, die mit so eigenthümlich stolz anmuthigem Schritt an seiner Seite ging, das Haupt mit den schweren Haarflechten erhoben, die Wimpern gesenkt — ein unendlich hochmüthiger Ausdruck in dem bräunlichen, festgeformten Gesicht — und er, der eigentlich ein schlechter Kritiker der Frauenschönheit war, dachte bei sich: O, wie schön könnte sie sein, wenn sie wollte!

„Was geht es mich an, sagst Du? Aber mir scheint, Du weißt etwas Wichtiges und es wäre Deine Pflicht, zu warnen, ehe es zu spät ist."

Wieder zuckte sie die Achseln.

Er beugte sich zu ihr herab und sah sie scharf

an. „Dolores," sagte er langsam, „vielleicht gönntest Du es uns sogar, wenn durch diese Heirath irgend ein Makel auf unseren guten Namen käme? Wie? Jetzt sei wahr!"

Sie sah ihn zuerst groß und zürnend an, aber dann mochte sie in ihrem Herzen eine derartige Entdeckung machen — der entrüstete Blick senkte sich, trotzig und widerwillig, aber bezwungen.

„Herbert, ich hasse Dich!" murmelte sie mit einem schweren Athemzug. Dann blieb sie stehen.

„Ich gehe nicht weiter. Lebe wohl!" sagte sie kurz.

Er widersprach nicht — er wußte, wie schwer er sie eben verwundet hatte, und wollte sich ihr nicht aufdrängen.

Dolores ging nicht sehr rasch, aber geradewegs durch den Park nach dem Schlosse, und dann direkt nach dem Schreibzimmer ihrer Mutter. Baronin Mathilde blickte sehr erstaunt von einer Berechnung des künftigen Haushalts auf.

„Was willst Du?" fragte sie.

„Dir sagen, ehe es zu spät ist, daß diese Sache eine große Thorheit ist."

„Von welcher Sache redest Du?“

Dolores stand unbeweglich mitten im Zimmer und sah mit ihren nachtschwarzen Augen der Mutter fest aber gleichgültig ins Gesicht.

„Ich rede von Eugens Heirath.“

„Und was hast Du dagegen einzuwenden, daß er beabsichtigt, sich zu verheirathen?“

„Er beabsichtigte nichts Derartiges — das thatest Du.“

„Bitte, nimm doch Platz,“ sagte Frau Mathilde mit spöttischer Höflichkeit, „die Sache scheint weitläufig zu werden.“

„Ich kann mich so kurz fassen, wie Du willst. Diese von Euch Allen angebetete Isabelle schwärmt für den Maler Waldau. Sie kam im vorigen Sommer nach Altenkloster, nicht, um ihre alte, einfältige Tante zu besuchen, sondern um ihn zu sehen. Wenigstens begegnete ich Beiden einmal im Walde.“

Die Mutter hatte sich erhoben — sie war braunroth im Gesicht vor Zorn, ihre Augen funkelten. Wie eine Löwin, die ihr Junges vertheidigt, trat sie

zwischen diese Anklage und die Schwiegertochter ihrer Wahl.

„Was bezweckst Du eigentlich mit diesen niederträchtigen Verleumdungen?“ fragte sie.

„Ich bezwecke, mein Gewissen von dem Vorwurf der absichtlichen Verheimlichung dieser Thatsachen zu reinigen,“ und Dolores sah mit charakteristischer Ruhe in diese funkelnden Augen, „mir scheint, daß Dir diese Thatsache kein Hinderniß ist. Das geht mich nun nichts mehr an. Ich habe meine Pflicht erfüllt.“

„Geh!“ sagte Baronin Mathilde in heiserem Ton und zeigte nach der Thüre. Dolores verließ schweigend, ruhig wie sie gekommen war, das Zimmer und kehrte in die Einsamkeit ihrer Gemächer zurück.

Hier saß sie auf dem Sopha, bis es dunkelte, die heftigen Kopfschmerzen, an denen sie häufig litt und die sich jedesmal nach einer unangenehmen Aufregung einstellten, preßten ihr die Stirn wie mit glühendem Reif zusammen. Sie ertrug sie apathisch. Draußen sangen die Vögel in den abendlich beschienenen Bäumen, aber hier drinnen war es düster und kalt. Nichts erinnerte in diesem dunkeltapezierten großen

Gemach an die Anwesenheit einer Frau, weder ein Arbeitskorb, noch ein Buch, noch eine halb ausgenaschte Bonbonnière, noch ein umherliegendes Tuch. Denn Dolores arbeitete nicht und spielte nicht. Das Sopha stand steif und lang an der Wand, davor ein Tisch und auf diesem eine Vase mit einem Bouquet künstlicher, verstaubter Blumen. Wer weiß, wer dasselbe einst hingestellt hatte, sie gewiß nicht, aber sie nahm es auch nicht fort.

Als es ganz dunkel geworden war, griff sie nach der Klingelschnur, um die Lampe zu bestellen, aber Jeannette kam nicht. Nach geraumer Zeit stand Dolores auf und ging hinüber in das Zimmer der saumseligen Zofe. Das Zimmer war dunkel und leer, nur vom Bett her vernahm sie ein leises Wimmern und Stöhnen, es durchfuhr sie ein Schreck. Nicht wie das Jammern einer Weinenden, wie das Verröcheln einer Sterbenden klang das.

„Jeannette!“ sagte sie zweifelnd — die Antwort klang schwach.

War sie krank? War sie besinnungslos? Dolores trat näher. Sie konnte nur undeutlich die Um-

risse des quer über dem Bett liegenden Mädchens sehen. Sie tastete nach der Hand derselben, sie griff ihr an die Schulter — und zog die Hand schaudernd zurück.

Auf einem Seitentische stand die Lampe, Dolores zündete dieselbe an. Als das Licht sich verbreitete, sah sie auf ihre Hände — sie waren blutig.

Die Lampe erfassend, leuchtete sie über das Mädchen. Es lag da mit weitgeöffneten todesbangen Augen, die Arme hingen über den Rand des Bettes schlaff herab und von den Handgelenken floß das Blut abwärts auf die Diele.

„Was ist das? Was soll das heißen?“ fragte Dolores schreckensbleich, „wer hat Dir das angethan?“

„Ich,“ murmelte Jeannette schwach, „ich selbst.“

Dolores bückte sich mechanisch und hob ein am Boden liegendes Messer, ein stumpfes Küchenmesser auf. Dann, es fortschleudernd, nahm sie eben so mechanisch ihr Taschentuch und wollte es um die eine Hand binden, aber Jeannette fuhr empor und starrte sie an.

„Nicht — nicht!“ wimmerte sie, „sterben lassen — wie meine Mutter —“

„Gehorche mir!“ sagte Dolores mit mehr Angst als Strenge. Sie hob das Mädchen in die Höhe, legte sie dann mit dem Kopf auf das Kissen und umwickelte erst die eine, dann die andre Hand fest mit Handtüchern.

„Kannst Du sprechen?“ fragte sie dann, das leichenhaft bleiche Gesicht betrachtend.

„Ich — kann —“

„So sage mir, ehe ich Hülfe hole, weshalb Du dies gethan hast?“

„Weil — weil Sie mich fortschicken wollten, Fräulein Dolores“ — stammelte die Kleine zitternd.

„Fürchtest Du Dich so vor Deinem Stiefvater?“

Jeannette schüttelte den Kopf, dann begann sie zu weinen.

„Ich habe nur gemeint, wie das gnädige Fräulein sagte, daß ich gehen müßte, ich sei nun doch zu nichts mehr nütze, und meine Mutter hat es auch so gemacht, — als der Stiefvater sie so arg geschlagen hat — und sie ist dann todt gewesen — und — das

fiel mir ein — ich hab nicht mehr gewußt, was ich dachte, ich habe nur an das Messer gedacht, das der Hannes hier liegen ließ — und —"

Ihre Stimme versagte, aber mit ihren verbundenen, schmerzenden Armen griff sie nach der Hand ihrer Herrin und führte dieselbe an die Lippen. Klarer als Worte sprach die Inbrunst dieser Küsse von einer Liebe, die auf der weiten Welt kein anderes Glück begehrte, als die Nähe der Geliebten.

Dolores erhob sich und ging hinaus. Ihr schwindelte, wenn sie bedachte, daß dies Leben vielleicht in wenigen Stunden verlöscht sein werde. Sie klingelte nach Johann, welcher, sowie er vom Vorgefallenen hörte, versprach, augenblicklich nach dem Wundarzt zu schicken.

Dann saß sie rathlos am Bett des ohnmächtigen Mädchens, als sich die Thüre leise öffnete, und Eugen selbst eintrat.

„Ich hörte, was vorgefallen ist, und brachte vorläufig Herrn Prostinger mit. Vielleicht kann er helfen. Soll er eintreten?"

Dolores war dankbarer, als sie zeigen mochte.

Herr Prostinger erwies sich zwar ziemlich unbewandert in solchen Dingen, aber es war doch eine Wohlthat, Jemand da zu haben, der einen Theil der Verantwortung auf sich nahm.

Eugen betrachtete das Mädchen kopfschüttelnd.

„Es muß ein arger Schreck für Dich gewesen sein. Hast Du eine Ahnung, weshalb sie das gethan hat?"

Dolores versetzte mechanisch:

„Ich hatte ihr den Dienst gekündigt."

Nachdenklich ging Eugen davon. Als der in Schönitz wohnende Wundarzt endlich kam und die beiden Schnittwunden untersuchte, erklärte er sie für nicht gefährlich. Die schwache Kraft des Mädchens hatte nicht ausgereicht, mit dem stumpfen Werkzeug die Pulsadern zu erreichen.

Trotzdem aber fieberte und phantasirte Jeannette fast die ganze Nacht. Ihre Herrin konnte das wissen, denn sie saß bis zum Morgengrauen neben ihrem Lager. Aus den unzusammenhängenden, gemurmelten Worten ließ sich die ganze Leidensgeschichte dieses mißhandelten Geschöpfes verfolgen. Dolores kannte

dieselbe schon — sie hatte der Erzählung des hilfbereiten Pastors gleichgültig zugehört. Sollte sie — sie! — sich um fremdes Elend grämen? Hatte sie nicht überschwer am eigenen zu tragen? Heute Nacht aber trat dasselbe zurück, denn ihre ganze Natur hatte eine Erschütterung erlitten durch die sonderbare Entdeckung, daß dies Mädchen sie so leidenschaftlich liebe.

Und weshalb? Es war ja wahr, daß sie Jeannette aus der Hölle jener dunklen dumpfen Schusterstube, deren sie sich selbst noch so gut erinnern konnte, herausgerettet hatte. Wie das Mädchen dort hatte arbeiten müssen, die schwersten Lasten schleppen und zum Dank die Brodrinden erhielt, die der Hund übrig ließ, das hatte ihr der Pastor erzählt. Daß die Mutter sich das Leben genommen hatte und daß der Stiefvater dem Kinde nach dem Leben getrachtet hatte, wußte sie auch. Jeannette war daher der Todesgefahr entronnen, sie brauchte nicht mehr zu verhungern, sie brauchte nicht mehr zu erfrieren — aber das war auch Alles.

Hatte Dolores ihr je Freundlichkeit gezeigt? Hatte sie jemals ein theilnehmendes, ein ermuthigen-

des oder anerkennendes Wort an sie gerichtet? Nein. Oder hatte sie gar je daran gedacht, dem verlassenen Geschöpf, welches von früh bis spät arbeitend in der Kammer saß, eine Erholung oder ein Vergnügen zu bereiten? Nie!

Und doch widmete ihr das Mädchen eine vergötternde Hingebung. Aus hundert kleinen Dingen, die ihr jetzt erst einfielen, erkannte sie dies.

Erst gegen Morgen verließ sie ihre Pflegebefohlene, die fest schlief, und legte sich hin. Sie erwachte erst nach einigen Stunden verwirrt und unruhig. Was war geschehen? Zuerst wußte sie dies nicht, aber sie fühlte, daß der Tag nicht so inhaltlos sein werde, wie alle seine Vorgänger, daß sie zum ersten Mal dem trübseligen leeren Leben ein Interesse abgewonnen habe.

## Fünftes Kapitel.

Die Delavares hatten Schloß Starffeck verlassen. Selbstverständlich hatte Eugen seiner Braut das Geleit bis Berlin gegeben. Er hatte einige Abende im Opernhaus neben ihr gesessen und die Melodien des Orchesters, die Gesänge auf der Bühne hatten sich mit in seine glückselige Stimmung verwebt. Dazu der Lichterglanz, der Schimmer ihrer feenhaften Toilette, der leise, flatternde Wind ihres parfumirten großen Fächers, der fast verstohlene Aufblick ihrer Augen, deren lange Wimpern meistens die glänzenden Edelsteine verhüllten — — es war kein Wunder, wenn er berauscht war! Isabelle war eine so sanfte Braut, daß man sie leicht hätte zärtlich nennen können. Da sie niemals sehr heiter gewesen, so fiel ihre ruhige, passive Freundlichkeit nicht auf. Er sah sie sehr selten

allein. Zwar hatte die Mama im Theater immer die Rücksicht, sanft einzuschlummern, aber zu Hause wachten die scharfen Augen des Vaters über das Benehmen der Tochter . . . wehe ihr, wenn sie gegen den Bräutigam die schuldige Freundlichkeit versäumt, ihm ein niedergeschlagenes Gesicht gezeigt hätte!

Kann ich ihr genügendes Glück bieten? Werde ich ihrer je werth sein? — das waren die Fragen, die sich Eugen vorlegte, als er endlich wieder daheim war und in seinem Zimmer stand. Er hielt Isabelle's Bild in violettem Sammetrahmen, in den Händen und sah sich nach einem Platz um, wo er es hinstellen konnte. Neben seinem Lieblings-Divan, wo er, bequem ausgestreckt, so manche Stunde müßig verträumt hatte, stand ein kostbares Tischchen aus drei über einander schwebenden Tellern von venetianischem Glas bestehend. Er hätte das Bild dort immer vor Augen gehabt, aber die gläsernen Scheiben waren mit broschirten Büchern bedeckt . . . dort lag auch noch „Mlle. Celeste," aufgeschlagen, wie er es, mit dem Falzbein darüber gelegt, hingeworfen hatte, als er — das war lange her! — zuletzt darin gelesen.

Ueber Eugens feines, ausdrucksvolles Gesicht flog ein leichtes Erröthen. Schweigend sammelte er alle diese und alle noch umherliegenden Bücher, stapelte sie im Kamin zu einem großen Scheiterhaufen zusammen und zündete sie an . . . diese leichtfertigen und abgeschmackten Geister sollten einen Raum nicht entweihen, in welchem das Bild seiner Braut stand! — die Flammen umzüngelten schon die sich krümmenden Blätter, als er draußen im Vorsaal einen leichten Schritt und eine sorglos singende Stimme hörte. Er ging zur Thüre und rief: „Dosy!"

Sie kam schnell ins Zimmer gesprungen, die Locken waren ihr alle verwirrt in die Stirn gefallen, ihre Augen glänzten fröhlich.

„Was wünschest Du, lieber Eugen?" fragte sie.

„Daß Du siehst, was ich hier thue!"

„Mein Himmel!" murmelte Dosy. Er legte den Arm um ihren Nacken — schweigend blickten die Geschwister in die Flammen. Endlich sah Dosy lächelnd auf:

„Es ist eigentlich gut, daß Du die garstigen Bücher verbrennst."

„Vieles werde ich verbrennen müssen, ehe ich ihrer würdig bin. Sieh, wie sie verkohlen und zusammenschrumpfen. Vergiß ihren Inhalt, Dosy und — vergieb mir."

„Was soll ich Dir vergeben?"

Er nahm ihren Kopf in beide Hände und blickte in ihr rosiges, fröhliches Gesicht.

„Es ist gut, wenn Du das nicht weißt, kleine Schwester! — Ich denke auch, Dir haben sie nichts geschadet . . . aber deswegen bleibt doch meine Schuld groß."

Als Dosy dann Tante Lottchen in ihrem Zimmer aufsuchte, sagte sie ihr: „Eugen ist jetzt oft zum Weinen, Tantchen."

„Zum Weinen?" — fragte die Tante erstaunt, doch nach einigem Besinnen nickte sie verständnißvoll: „ich verstehe, was Du meinst, Kindchen."

Auch Baronin Mathilde fand ihren Sohn merkwürdig verändert, jedoch sie hätte nicht sagen können, daß sie sehr erbaut hiervon gewesen wäre. Er that oft Fragen wegen Dinge, die ihm früher ganz gleichgültig gewesen waren. Starffeck, bisher für ihn nur

ein Wohnplatz, begann ihn als Eigenthum zu interessiren, er sprach von Verbesserungen, er ging viel aus, und als der Pfarrer einst wegen einer armen Familie, der durch ein Darlehn abzuhelfen sei, zu ihm kam, fand bei ihm ein williges Ohr.

Seine Mutter beobachtete ihn fast mit Sorge. Sie fühlte mit Beschämung, daß sie sich in seinem Charakter verrechnet habe und daß seine Verlobung demselben eine Wendung gab, die sie nicht vorausgesehen hatte. Sie wußte, daß er Isabelle Delavare mit all der Leidenschaft liebte, deren seine verschlossene Natur fähig war, sie hatte das vorausgesehen und darauf gerechnet. Er sollte keinen andern Gedanken, kein anderes Interesse haben, als seine junge Frau, sie sollte ihm Ein und Alles sein. Viel Thorheit wollte ihm Baronin Mathilde hierbei zu Gute halten: mochte er sie schmücken mit Perlen und Diamanten, mochte er die für sie bestimmte Zimmerreihe nicht nur mit fürstlicher Eleganz einrichten, sondern auch in der Wahl der Möbel, der Gemälde, der Geschenke die erfinderischste Liebe walten lassen, mochte er, für die übrige Menschheit verloren, Tag und Nacht von

ihr träumen und in seinem Glück einst lebenslängliche Genüge finden! So hatte ihn seine Mutter taxirt und so wollte sie ihn haben. Statt dessen war er sehr anders. Er sprach nicht oft von ihr und wenn er es that, geschah es ruhig, obwohl seine Augen von Glück strahlten, doch schien es, als ob die Liebe diesen Blick erweitert und viele neue Gedanken angeregt hätte, die eigentlich in keiner Verbindung mit ihr standen. Er war oft lange still und nachdenklich, sah träumerisch vor sich hin, schien ganz mit sich selbst beschäftigt und dann blickte er wohl rasch auf und bewies durch eine schnelle Frage oder eine Bemerkung, daß er nicht an sein Glück gedacht hatte, sondern an irgend etwas, woran zu denken er früher kaum der Mühe Werth gefunden hätte. Er war geneigt, Kleinigkeiten ernst zu nehmen und sich an Dinge zu erinnern, die er einst unbeachtet gelassen hatte. Die Frage: ist das Recht oder Unrecht? kam jetzt so oft zur Erörterung, daß Baronin Mathilde staunte. Er hatte es immer gewußt, daß sie eine harte Herrin gegen ihre Untergebenen sei, aber er hatte sich niemals darum gekümmert, quälte er doch selbst seine Diener durch

Launen. Jetzt geschah es häufig, daß er die Partei der Unterdrückten nahm und sich die Mühe nicht verdrießen ließ, ihre Sache auszufechten. „Isabelle würde sich wirklich freuen," sagte seine Mutter achselzuckend, „wenn sie wüßte, daß Du, anstatt an sie zu denken, Dich hier mit dem Verwalter wegen einiger diebischen alten Weiber den ganzen Tag herumzankst." „Ich glaube, Mama," versetzte er leise, „ich denke so am besten an sie." „Eugen, das sind kopfhängerische Sentimentalitäten, die ich absolut nicht dulden darf!" „Ah, liebe Mama, so werde ich Tante Lottchen bitten, mir dagegen ein homöopathisches Mittel zu geben," versetzte er heiter, „ich weiß genau, daß sie den Gärtnerburschen durch ein Körnchen Agaricus von der Arbeitsscheu geheilt hat, und das eine andere Gabe unfehlbar ist, gegen Verlegenheit in Gesellschaft . . . mithin wird es wohl auch ein Mittel gegen die Sentimentalität geben!"

Es war daher auch natürlich, daß ihm die Worte, welche sein Vetter ihm an jenem Abend über Dolores gesagt hatte, wieder einfielen. Jeannettens Selbstmordversuch gab die erste Gelegenheit, um in

den Flügel zu gehen. Dolores, die sonst nur kalten Hohn für ihn hatte, war in Folge des Schrecks fassungslos und fast dankbar für sein Kommen. Er war am Nachmittag des folgenden Tages wieder hingegangen und hatte sie rathlos, mit brennenden Augen am Bett des Mädchens gefunden. Die Wunden, weit schlimmer als der Arzt im ersten Augenblick geglaubt, hatten sich heftig entzündet und die Arme waren hoch hinauf geschwollen, denn mit dem Messer welches Jeannette benutzt hatte, war von Hannes Rattengift auf Brotstücke gestrichen worden, um den Mäusen, welche hier im alten Flügel mit souveräner Ungenirtheit ihr Wesen trieben, ein Ende zu machen. Von diesem Gift mußte etwas in die Wunde getreten sein, der Doktor sah sehr ernst aus, als er dies hörte, und sprach von Blutvergiftung.

„Du scheinst Dich sehr zu sorgen," sagte Eugen, sowie er mit seiner Schwester allein war.

„Wie sollte ich nicht!" murmelte sie, ihn mit einem wilden Blick ansehend, „ist es doch meine Schuld!" und ihr Gesicht mit den Händen bedeckend, brach sie in Schluchzen aus. Welch einsame, qual-

volle Stunden waren da vorausgegangen, ehe dieser stolze hoffärtige Sinn brach!

Eugen verglich sein junges, unermeßliches Glück mit diesem dunklen, freudlosen Leben und er fühlte sich beschämt. Er legte den Arm um die zitternde Gestalt, führte sie zum Sopha und saß lange Zeit schweigend neben ihr, bis sie sich beruhigte.

„Ich weiß zu wenig vom Zusammenhang," sagte er endlich, „um zu wissen, ob Du Recht hast, oder Dir unbegründete Vorwürfe machst. Auf jeden Fall sei versichert, daß ich für Deine Patientin thun werde, was ich kann!"

Noch am selben Abend schickte er ihr die telegraphische Antwort eines berühmten Arztes aus der Hauptstadt, der seine Ankunft anmeldete und auch pünktlich eintraf. Eugen reiste noch einmal zu den Delavares nach Berlin. Es war verzeihlich, wenn er an nichts dachte als an Isabelle — und doch fiel ihm im Theater, die stille Krankenstube, das wächserne blasse Antlitz seiner Schwester ein und er schrieb noch am selben Abend eine Karte und bat um Nachricht.

Diese Karte erfüllte Dolores mit Staunen. Sie

wollte es anfangs nicht glauben, daß dieselbe von ihrem Bruder sei — daß er inmitten der berauschenden Freuden der Weltstadt Zeit gefunden hatte, an sie zu schreiben.

Als er wieder zurückkehrte, ging er noch am selben Abend in den Flügel, suchte erst Waldau im Ahnensaal auf und ging dann zu Dolores. Sie hatte ihn kommen hören und empfing ihn an der Thüre.

„Es geht viel besser!“ rief sie ihm entgegen, „ich bin außer aller Sorge.“

„Das freut mich sehr. Ist sie aber nicht sehr schwach?“

„Allerdings, schwach zum Auslöschen.“

„Ich werde sorgen, daß Dir alter Wein und andere Stärkungsmittel gebracht werden. Heute habe ich wenig Zeit, aber morgen will ich wieder kommen. Ich hoffe, Du erzählst mir den ganzen Vorgang.“

Seitdem war er täglich in den Flügel gegangen. Seine Mutter wußte nichts davon, sie glaubte, er suche den Maler auf. Eines Tages aber bemerkte er bei Tisch: „Ich wünschte, Mama, Du räumtest

Dolores ein Zimmer hier im Schloß ein. Eine schreckliche Existenz, drüben im alten Flügel."

„Ist das Deine neueste Sentimentalität?" fragte sie, ihn scharf ansehend, „hüte Dich, Eugen Du wirst mich zu Deinem Besten in diesem Punkt unerbittlich finden. Sie hat eine giftige Zunge und könnte leicht Dein ganzes Glück zerstören."

Eugen sah seine Mutter mit schweigendem Staunen an.

Er sagte nichts mehr hierüber, aber er ritt am selben Nachmittag nach Altenkloster und stieg beim rothen Hause ab. Oben fand er seine Tante in ihrem Zimmer. Sie legte ihre Arbeit hin und streckte ihm die unermüdlich fleißigen Hände entgegen.

„Nun, mein lieber Junge, sei mir willkommen, und laß sehen, wie ein strahlender Bräutigam aussieht!"

Strahlend sah er allerdings aus.

„Mein Glück ist zu groß für Worte," sagte er, ihr die Hand küssend, „ich muß mich vorsehen, daß es mich nicht blind und taub macht für Alles Andere, daß ich nicht untergehe im Gedanken an sie. Tante

Wilhelmine, wirst Du sie lieben? Wird sie zu Dir kommen dürfen, wie eine Tochter, und, wenn sie kleinlaut ist, Ermuthigung, wenn sie zweifelnd ist, Belehrung finden?"

„Wenn sie Beides nicht zur Genüge schon zu Hause gefunden hat!" lächelte die Majorin.

„Ich will Dir ganz offen sagen, was mich oft bekümmert. Isabelle fürchtet sich vor meiner Mutter."

„Das ist schlimm, Eugen, das kann Ursache zu vielem Schweren werden."

„Ich habe den festen Entschluß gefaßt, daß sie unter dieser Furcht nicht leiden soll. Sie hat mir versprochen, gegen die unbegründete und thörichte Schwäche zu kämpfen, dafür werde ich mich bestreben, ihre Stellung zu wahren. Aber wenn ich sehe, daß hieraus Unfrieden erwächst, will ich lieber mit Isabelle Starffeck verlassen und auf mein anderes Gut übersiedeln, als daß ich in ihr das drückende Bewußtsein aufkommen ließe, zwischen mich und meine Mutter getreten zu sein. Was sagst Du hierzu?"

„Ich denke, daß Ihr Beide recht glücklich werden

müßt," versetzte Frau von Starff mit Thränen in den Augen, „wann ist die Hochzeit?"

„Das habe ich Isabelle zu bestimmen überlassen. Sie soll volle Zeit haben, sich an den Gedanken zu gewöhnen, sich zu prüfen, ob sie mich wirklich so liebt, daß diese Liebe stärker ist als der Trennungsschmerz und als ihr Bangen vor meiner Mutter."

„Aber Deine Mutter war außerordentlich gütig gegen sie."

„Gewiß, und Isabelle sagt selbst, daß ihre Furcht kindisch ist, aber was helfen da Vernunftgründe? Durch Sympathie und Verständniß kann ich diese Schwäche vielleicht besser widerlegen als durch Widerspruch. Sie ist so sanft wie eine Taube, so schüchtern wie ein Kind. O, was habe ich ihr abzubitten! Kannst Du Dich erinnern, Tante, wie ich sie anfangs beurtheilte? Eitel, herzlos, schlau berechnend nannte ich sie," und Eugens Gesicht färbte sich blutroth, während er dies wie eine Beichte hersagte, „so dachte ich," schloß er stockend, „und jetzt ist mir, als müßte ich den Schimpf, den ich ihr dadurch anthat, abwaschen durch selbstauferlegte Strafen. Mein ganzes Leben

reicht nicht aus, um ihr all' die Liebe zu erweisen, die sie verdient."

Es wurde leise angepocht, Eugenie blickte ins Zimmer und wollte sich erröthend wieder zurückziehen, aber Eugen sprang auf und ging ihr entgegen.

„Ich habe Sie vorhin kaum begrüßt," sagte er, ihre Hand erfassend, „ich habe auch noch nicht nach Herbert gefragt . . . unverzeihlich!"

„Herbert ist schon seit einer Woche in der Stadt," versetzte sie sehr schüchtern, denn die vornehme Eleganz dieses neu gewonnenen jungen Vetters hatte ihr von jeher gewaltig imponirt.

„Ah — er hat wohl sehr viel zu thun?"

„Schrecklich viel! Er findet kaum Zeit, mir zu schreiben. Ich habe Flinten und Pistolen immer nicht leiden können, aber jetzt kann ich sie vollends nicht ausstehen."

„Wollen Sie mir dann nicht auch kondoliren, Fräulein Eugenie? Ich befinde mich genau in derselben Lage, wie Sie, nur daß es sich bei mir nicht um Flinten, sondern um Aussteuer-Angelegenheiten handelt!"

„Wie kondolirt man?“ fragte sie, halb lachend, halb verlegen.

„Man sagt: Du armer Vetter, ich bedauere Dich!“

Ihre großen Augen öffneten sich weit.

„Du?“ begann sie, wurde dann feuerroth und lief aus dem Zimmer.

Eugen sah ihr nachdenklich nach.

„Sie ist ein allerliebstes Kind,“ sagte er.

Seine Tante seufzte leise, ganz leise.

„Was hast Du, Tante? Ist sie es nicht?“

„O gewiß! Eugenie ist mir ans Herz gewachsen, als wenn sie meine Enkelin wäre.“

„Aber Du hast geseufzt.“

„Möglich! Alte Leute machen sich hin und wieder überflüssige Sorgen!“

Dosy war ins Stift gegangen, um nachzusehen, wie weit das Zimmer ihrer Schwester sei; es dauerte einige Zeit, ehe sie wiederkam und die Geschwister heimritten.

„Ich habe Mancherlei mit der Tante besprochen,“ sagte er, „auch hat sie mir in Bezug auf Dolores

guten Rath ertheilt. Ich soll keine übereilten Anerbieten machen, denn Dolores ist stolz und mißtrauisch."

„O, lieber Eugen, was willst Du thun?" rief Dosy eifrig.

Ich habe oft daran gedacht, das Wohnhaus in Flockenthal zu meubliren und dort zu wohnen. Ich denke mir, es würde Isabelle lieb sein. Für Dolores lasse ich aber dann einige Zimmer dort so hübsch wie möglich einrichten. Sie muß mit uns zusammen sein, muß Isabelle lieb gewinnen, dann wird sie glücklich sein!"

Während Eugen sich so die Zukunft ausmalte, war auch seine Mutter mit diesem Thema beschäftigt.

Es giebt Leute, die ihre Memoiren schreiben, Andere, die ein Tagebuch führen — aber es mag noch nie vorgekommen sein, daß Jemand ein Zukunftsjournal schreibt. Baronin Mathilde war aber in allen Dingen eine außerordentliche Frau, also auch darin, daß sie bisher ungestraft der Vorsehung die Rechte streitig machte. Sie besaß ein großes grünes Buch, in dieses trug sie am ersten Januar jeden Jahres,

mit kräftigen Federzügen die Hauptereignisse dieses kommenden Zeitabschnittes ein. Rückten diese Ereignisse näher und ließen sich bereits mehr übersehen, so wurden die Notizen auch detaillirter. So hatte sie bei Beginn dieses Jahres den Besuch der Delavares für die Sommermonate und Eugens Hochzeit auf den ersten Oktober festgesetzt. Der August war einem Aufenthalt in einem Luftkurort gewidmet worden. In alle diese schönen Pläne drohte nun Dosy's Verlobung eine Verwirrung zu bringen. Was sollte man mit diesem voreiligen Kinde thun? An ihre Zukunft hatte die Mutter erst denken wollen, wenn Eugen sie nicht mehr nöthig hatte und nun schuf sich das naseweise Mädchen diese Zukunft selbst! — Zur Strafe, so beschloß die Baronin, wird sie sie nun auch so schnell wie möglich und ohne alles Gepränge verheirathen, um nachher all ihre Aufmerksamkeit dem großen Festtage zuzuwenden, von welchem noch kommende Geschlechter in Starffeck reden sollten — denn an diesem Tage sollte sich der volle Reichthum des Hauses das Resultat ihrer dreißigjährigen, männlichen Energie

und Sparsamkeit entfalten, nicht nur um als Schaugepränge den Gästen zu imponiren, sondern auch um die Bedürftigen, die Armen, die Kirche mit Gold zu überschütten und ein Denkmal fürstlicher Freigiebigkeit zu stiften.

## Sechstes Kapitel.

Herbert Starff hatte eine Einladung zu der Anfang August stattfindenden Hochzeit seiner Cousine Dosy erhalten, aber er hatte nicht abkommen können. Er war in der Hauptstadt und arbeitete von früh bis spät mit einem Fleiß, einer Beharrlichkeit, wie er selbst in Amerika nicht an den Tag gelegt hatte. Der Bau der Fabrik hatte begonnen und ging mit raschen Schritten vorwärts.

So kam es, daß er erst zu Anfang September nach Altenkloster kam und eines Abends, völlig unerwartet, in das Wohnzimmer trat, wo seine Mutter, Herr von Braunsfels, Eugenie und der kleine Alfred um die Lampe saßen. Eugenie warf das Buch hin, aus dem sie vorgelesen hatte, und sprang mit der Elastizität einer Gemse auf den nächsten Stuhl, ihr

Lieblingsmanöver, wenn sie ihn umarmen wollte, zu dessen mächtiger Höhe ihre feine Gestalt nicht hinauflangte.

„O, Du entsetzlich böser, guter Barbarossa, bist Du es leibhaftig?“ rief sie. Heller Jubel klang aus der kindlichen Stimme.

Er saß bald mitten unter ihnen. Auch Alfred, der längst seine Furcht vor dem „großen Mann aus Amerika“ vergessen hatte, lehnte an seinem Knie und sah ihn aus hellen, klugen Augen an.

„Du hast viel versäumt, Herbert,“ sagte seine Mutter.

„Ah, ich bin ein armer, geknechteter Geschäftsmann! Jetzt laßt nur hören.“

„Ich weiß nicht, was er versäumt haben soll,“ versetzte Eugenie, „Dosy's Hochzeit war eigentlich garnicht sehr großartig, so wenig Gäste, daß sogar ich mich garnicht fürchtete, eine Trauung, dann ein Gabelfrühstück und Alles fuhr auseinander. Sie sahen Beide sehr glücklich aus, aber das war auch Alles.“

„Aber auch die Hauptsache, liebes Kind!“

„Nun ja, aber das versteht sich doch von selbst. Wozu heirathet man sich denn sonst?“

Herbert Starff lächelte amüsirt, wie er in ihr würdevolles Gesicht blickte, dann aber schien ein Schatten über seine Stirn zu ziehen, er fuhr sich mit der Hand durchs Haar und seufzte.

„Und jetzt,“ fuhr Eugenie fort, „sind die Baronin und Eugen in Reichenhall und Tante Lottchen — ach ja, Herbert, das ist eine schlimme Geschichte, ich bin, seitdem sie passirte, alt und sehr sorgenvoll geworden.“

„Laß sehen,“ sagte er lachend und wandte ihr Gesicht dem Lichte zu.

„Es ist so, Herbert. Ich nehme Kochstunden, ich lerne Waschen und Plätten und Seifekochen und solche Dinge!“

„Gütiger Himmel — ich bekomme eine ausgelernte kleine Farmersfrau!“

„Ja,“ sagte Frau von Starff, „die Sache hat auf Eugenie einen tiefen Eindruck gemacht. Es war nämlich so: Dosy war noch nicht vier Wochen Gräfin Delavare, da schrieb sie einen verzweifelten Brief an die Tante, sie möchte kommen und ihr beistehen. Die

Jungfer war fortgelaufen und die Köchin hatte sie bestohlen, und nun saß sie da in Verzweiflung, denn sie kann weder eine Wassersuppe kochen, noch ihr Haar ohne Hülfe frisiren. Graf Dagobert war seit acht Tagen in eine Restauration gegangen und sie hatte sich mit einem Mädchen geplagt, dem sie Dinge lehren wollte, von denen sie selbst nichts verstand. Es ist schwer zu begreifen, weshalb eine so praktische Frau, wie Mathilde, ihr keine bessere Erziehung gegeben hat."

„Großmama, Dosy hat überhaupt gar keine Erziehung gehabt," sagte Eugenie eifrig, „sie ist immer nur dazu dagewesen, um ihren Bruder zu unterhalten oder zu pflegen, wenn er krank war. Ihre Erzieherin hat oft wochenlang gefeiert, und wenn Eugen nach Dosy fragte, mußten die Stunden unterbrochen werden."

„Kurz, Schloß Starfeck ist also vollständig leer," sagte Herbert mit einer gewissen Spannung im Ton.

„Nein, Dolores ist dort."

„Was? Immer noch?"

„Ja, Eugen hat sie gebeten, dort zu bleiben."

Herbert machte ein so erstauntes Gesicht, daß seine Mutter sagte:

„Ich denke, da sollst Du eine Freude haben, lieber Herbert.“

Er fragte nicht, welcher Art dieselbe sein werde, aber er versank von Zeit zu Zeit im Laufe des Abends in zerstreute Gedanken, aus denen ihn auch Eugeniens Stimme nicht gleich weckte.

Als sie sich trennten und sich Gute Nacht wünschten, sah sie ihn kopfschüttelnd an.

„Ich bin eifersüchtig!“ — sagte sie plötzlich.

Er fuhr leicht zusammen.

„Du? . . . als wenn Du wüßtest, was das ist . . . und auf wen bist Du es denn?“

„Auf Deine dummen Flinten und Pistolen, an die Du immerfort gedacht hast!“

Er lachte und sagte, da hätte sie keine Ursache.

Als er in seinem Zimmer stand, fiel ihm ein, daß er dem kleinen Alfred versprochen hatte, noch einmal zu ihm zu kommen. Er öffnete die Thür zu der nebenan befindlichen Kinderstube. Eugenie kniete neben dem Bett des Knaben, der sein Abendgebet sprach, welches Abend für Abend mit den Worten

schloß: „und mach, lieber Gott, daß ich so werde, wie mein Papa, damit ich in den Himmel komme!“

Eugenie erhob sich, sie legte ihre gefalteten Hände über den Arm ihres Verlobten, schmiegte ihr Köpfchen an seine Brust und fuhr mit leicht zitternder Stimme fort — „und mir schenke aus Gnaden, die Kraft, meines Glückes werth zu bleiben!“

„Amen!“ — sagte das Kind ruhig.

„Eugenie, weshalb weinst Du?“ — fragte Starff unruhig.

„Ich weiß es eigentlich nicht . . . es kommt, wenn mir einfällt, daß ich nicht gut, nicht fromm, nicht klug genug für Dich bin. Aber das ist es eigentlich auch nicht . . . aber mir ist manchmal, als müßte ich Dir etwas Großes zu Liebe thun, Dir irgend eine Freude opfern, um zu beweisen, daß ich Dich so lieb habe . . . und dann werde ich traurig. Ich habe immer Dosy um ihre klaren, einfachen Gefühle beneidet . . . in mir sieht's so konfus aus. Glück und Jammer, alles zusammen.“

„Aber, mein Liebling, ich danke Dir jedenfalls für Deine Liebe, für Deine Zärtlichkeit, für dies ganze

kleine Herz, das mir gehört. Dich glücklich zu machen, Kleine, ist meine höchste Lebenspflicht."

War ihr diese Versicherung etwa nicht genug? Klang ihr das Wort kalt und gezwungen? Ihre Thränen, anstatt zu versiegen, flossen reichlicher, sie ergriff seine Hand und bedeckte sie mit Küssen — und dann huschte sie aus dem Zimmer.

„Ich glaube, Onkel," sagte Alfred altklug, „Du hättest der Eugenie öfters schreiben müssen. Sie ist jetzt oft recht kurios!"

Eugenie war am nächsten Morgen gar nicht kurios, sondern hell und heiter wie ein Frühlingshimmel, der bekanntlich nie in leuchtenderem Blau strahlt, als nach einem Regen. Sie gingen zusammen im Walde spazieren und saßen am Nachmittag im Garten — die Großmama hörte das helle Lachen des Mädchens bis hinauf in ihr Zimmer.

Am Morgen des folgenden Tages sagte Herr von Braunsfels zu seinem künftigen Schwiegersohn:

„Würdest Du mir nicht den Gefallen thun und eine Fahrt nach Schloß Starffeck machen? Ich habe hier einen Brief an Fräulein von Starff, mit Stifts-

angelegenheiten, den ich ihr gern zukommen lassen möchte."

Herbert sprang mit eigenthümlicher Bereitwilligkeit auf und ging sofort nach dem Stalle. Alfred, der eben aus der Schule heimkam, flehte stürmisch um die Erlaubniß, mitgenommen zu werden. Diese Erlaubniß wurde ihm unter allerhand Bedingungen ertheilt und sie fuhren ab.

Alfred war ein aufgeweckter Bursche und eines jener unbequemen Kinder, die in einer Minute hundert Fragen stellen. Er war aber heute sehr unzufrieden mit den einsilbigen Antworten seines Onkels.

Endlich hielt der Wagen vor dem Schlosse und der entzückte Blick des Knaben glitt über die reichgeschmückte Façade des mächtigen Baues, er staunte die Springbrunnen, die Statuen, die Aloen und Orangenbäume an und war, kaum aus dem Wagen gesprungen, zwischen all den Herrlichkeiten verschwunden.

Starff schickte den Wagen zum Stall und ging um das Schloß herum, zur Veranda hinaufsteigend. Ringsumher lagerte eine tiefe Stille, die sonderbar gegen das bunte Bild abstach, das der Park vor

einigen Monaten bot. Auf der Veranda aber saßen zwei helle Gestalten, eine Dame in einem schneeweißen Kleide und ein sehr junges Mädchen in blauem einfachen Kattunkleidchen. Das wundervolle, blauschwarz glänzende Haar der Dame war im Nacken zu einem kleidsamen Knoten geschlungen und mit zwei dunkelrothen Rosen geschmückt — als sie die Schritte hörte, wandte sie den Kopf . . . o, wie seltsam, in wie fremdartiger Schönheit trat das Gesicht mit den wunderbaren Augen aus solcher Fassung hervor!

„Du bist es?“ fragte sie mit etwas zweifelnder Stimme, „weißt Du, daß Niemand zu Hause ist?“

„Nein — ja — was kommt darauf an! Vergieb mir, wenn ich dastehe, wie der Hirtenknabe im Feenpalast . . . ich staune Alles an! Ein verzaubertes Schloß und eine weiße Königin . . . und was ist dies für eine kleine Prinzessin?“

„Ich glaube,“ sagte Dolores mit einem Lächeln, welches er noch nie an ihr gesehen, „Du bist ein wenig närrisch! Ich nehme an, daß Du nervenschwach bist, und schicke Jeanette nach einer Stärkung.“

„Jeannette? Jeannette heißt dies Wesen? Ja, Do-

lores, schicke sie nach einer Stärkung, ich bedarf derselben, denn ich bin schwindlig!"

Jeannette lachte und lief davon.

„Herbert, setze Dich doch. Nun, wie gefällt sie Dir?"

„Wer? Was? — Die Rose in Deinem Haar? — Dolores, was soll das Alles bedeuten?"

„Ich verstehe Dich nicht. Wunderst Du Dich darüber, daß ich ein Kind, dessen Fähigkeiten ich erkannt habe, aus der Stellung einer Dienstmagd zu der einer Gesellschafterin erhob? Was schadet das?"

„Der Zauber wird immer verworrener, Dolores! — Bedenke doch, daß ich schwindlig bin! Wer zog Dir dies weiße Kleid an? Wer steckte die Rosen in Dein Haar? . . . Dolores — Du bist doch nicht Braut?"

„Thorheit, ich werde nur tyrannisirt. Dies Kind —"

„Diese Jeannette?"

„Ja, ja, dieselbe. Sie hat eine Art zu betteln und zu bitten, der man nicht widerstehen kann. Wie gefällt sie Dir?"

„Ich bin geneigt, sie für ein überirdisches Wesen mit Flügeln zu halten.“

„Würdest Du denken, daß sie die Tochter eines Schuhflickers ist?“

„Nein, Dolores, sie ist sicherlich die Tochter eines Königs. Das Märchen wird immer toller. Aber ich thue nun nichts mehr, um es aufzuklären.“

„Es ist gut, daß hier die Stärkung kommt. Was hast Du gebracht, Jeannette? Wasser und Wein und Früchte?“

Sie erhob sich und schenkte ihm ein und reichte ihm das Glas — er trank es auf einen Zug und hielt es wieder hin und trank noch eins, er wollte jetzt nur fühlen, nichts denken und nichts begreifen und in diesem Märchen hinleben, solange er konnte.

Jeannette war unschlüssig stehen geblieben und ihre Herrin schien ebenso unschlüssig, endlich aber sagte sie leise: „Gut, gehe in den Garten!“

Das Mädchen küßte ihr die Hand — und Dolores beugte sich herab und küßte die Stirn, um welche sich das braune Haar jetzt in weichen Wellen schmiegte!

Dieses Intermezzo aber machte Herbert völlig

irre an der Wirklichkeit dessen, was er sah. Dolores bemerkte seine Verwirrung nicht, sie wandte den Kopf nach dem forteilenden Mädchen, so lange man von demselben noch etwas sehen konnte. Als sie sich ihm endlich wieder zukehrte, seufzte sie:

„Und doch thue ich möglicher Weise ein Unrecht. Ich bringe sie in eine schiefe Stellung, ich erziehe sie über ihren Stand und ihre Ansprüche und bereite ihr vielleicht für die Zukunft ein schweres Loos. Was denkst Du?" — „Entschuldige!" — fügte sie plötzlich hinzu und eine leise Röthe stieg in ihre Wangen, „ich war so in Gedanken, daß ich eben glaubte, ich spräche zu Eugen!"

Zu Eugen! — Immer kurioser! Er zertheilte eine Birne in lauter Scheiben und sah diese dann, wie eine vor ihm liegende mathematische Aufgabe an.

„Uebermorgen werden sie zurückkommen," fuhr Dolores nach einer Weile fort, „ich werde dann wohl nach Altenkloster zurückkehren müssen. Das wird sehr langweilig für Jeannette, die hier geschwelgt hat. Ich habe dort keinen ungestörten Platz im Garten, wo ich mit ihr sitzen und lesen oder arbeiten könnte, und

dann ist das Kloster in Folge des Teiches etwas feucht und Jeannette ist sehr zart. Ich fürchte, ihre Lungen sind nicht gesund."

„Ja," sagte Starff mechanisch.

„Herbert, was fehlt Dir?"

„Nichts — wahrhaftig! — Aber in mir steht Alles still, Denken, Fühlen Herzschlag."

Sie sah ihn forschend, etwas beunruhigt an. Es waren ihre eigenen Augen, es war derselbe ernste, eigenthümlich haftende Blick — und doch erkannte er sie kaum wieder.

„Im Oktober soll die Hochzeit sein," fuhr sie nach einer Pause fort, dann schien ihr etwas einzufallen, was sie bekümmerte. „Herbert, ich kann nichts thun, als wünschen, daß er glücklich wird. Ich habe meiner Mutter mitgetheilt, was ich über Isabelle Delavare wußte — sie glaubte mir natürlich nicht. Es Eugen sagen —" sie stockte, ein glühendes Roth überfloß ihr Gesicht — „ich muß es Dir beichten: ich konnte es nicht! — Ich hätte auch schwerlich Glauben gefunden — und es hätte mir nur seine Liebe geraubt."

Starff sprang auf. Ihm war zu Muthe, als

ergösse sich plötzlich ein Feuerstrom durch seine Adern, heftig athmend mit heißem Gesicht und umflortem Blick lehnte er sich über die Balluſtrade.

Dolores wandte kein Auge von ihm. Endlich stand sie auf und trat neben ihn.

„Herbert, Du bist krank, leugne es nicht. Du redest wie im Fieber und siehst auch so aus . . . wie — wie —

„Wie einer, den im nächsten Augenblick der Schlag rühren soll . . . ja, Du hast Recht. Ich litt immer an Blutandrang zum Kopfe — und es ist kein Wunder!"

„Die Luft hier in der Veranda ist schwül und beklommen, gehen wir in den Garten, es wird Dir gut thun."

„Gehen wir," sagte er, sich gewaltsam aufraffend, und stieg die Stufen hinab.

Sie gingen schweigend die kunstvoll gewundenen Wege zwischen all den bunten Blumenmustern und exotischen Pflanzen hin, in die grüne kühle Laubhalle einer Allee.

„Wird Dir wohler?“ fragte sie nach einer Weile ruhig.

„Wohl — wie einem — Sterbenden.“

„Herbert!“ rief sie erschrocken.

„Achte nicht auf meine Worte, Dolores, ich rede verwirrt, aber ich werde mit jeder Minute vernünftiger, ich erinnere mich nun schon der Gegenwart. Ich weiß jetzt, daß ich in einem Wagen hierher fuhr, daß mich mein Neffe begleitete — und ich vermisse ihn. Wo ist er? Was hast Du, wunderbare Fee, mit ihm gemacht? In welche Quelle hast Du ihn verwandelt?“

„Wen? Alfred? — Er ist nicht mitgekommen, und wo sollte er sein?“

Sie standen, als sie dies sagte, an der Baumhecke, die den alten Flügel umgab. Ein kleines Pförtchen in der Mauer stand offen und sie trat durch dasselbe in den stillen, sonnigen Küchengarten, einen suchenden Blick umherwerfend. Der Garten war ganz leer. Die Lilien und Levkoyen hatten längst abgeblüht, jetzt prangten die Georginen in schreiender Farbenpracht, und aus dem hohen, gefiederten Spargelkraut leuchteten die rothen Beeren.

Herbert war seiner Begleiterin gefolgt, sein erster Blick aber fiel auf die breite Rundung des Thurmes, den ein Pfirsichspalier umspann. Dort oben, wo die purpurnen Früchte schimmerten, hing Junker Alfred wie eine Klettermaus und war damit beschäftigt, die Pfirsiche in seine Taschen zu zwängen.

Dolores sah hierin nur die Keckheit eines naschhaften Burschen, aber Herbert Starff wurde so blaß, wie sie ihn noch nie gesehen. Wie Jemand, der Einen ertrinken sieht, sprang er vorwärts, schwang sich am Spalier empor, riß den erschreckten Knaben mit einem Griff herunter, warf ihn auf die Erde und sah sich nach einem Stock um — schon im nächsten Augenblick hieb er mit aller Kraft seines muskelstarken Armes auf den Knaben los, dessen ohrenzerreißendes Geschrei die Luft erfüllte.

Dolores hätte eine kleine Züchtigung für ganz angebracht gehalten, aber hier war mehr als einfacher Erziehungseifer, was ihn leitete. Der wilde Grimm in seinem Gesicht, die dunklen Adern auf seiner Stirn, sein flammender Blick — es war ein allzu majestätischer Zorn über eine zu geringfügige Sache.

„Herbert!“ rief sie, dazwischentretend, „was thust Du? Willst Du das Kind tödten?“

Er ließ den Arm sinken.

„Es muß sein!“ murmelte er zwischen den Zähnen, „und wenn ich ihm einen Knochen zerschlug, so ist das besser, als — — steh' auf, Alfred, und gieb die Früchte heraus, die Du — gestohlen!“

Alfred gehorchte mit Armesündermiene.

„Ich thu's gewiß nie wieder,“ schluchzte er, „ich hab auch nicht gedacht — ich —“

Sein Onkel betrachtete ihn mit finsterer Miene, während er die zerquetschten Pfirsiche aus den Taschen räumte. Dolores wagte nicht, ein Wort zu seiner Entschuldigung zu sagen, aber als Jeannette jetzt erschrocken am Eingang erschien, übergab sie ihr den Knaben mit der Weisung, ihn auf die Veranda zu bringen.

Ihr Vetter hörte schweigend zu. In dem Blick, mit welchem er dem weinenden Kinde nachsah, lag mehr Sorge als Zorn.

„Was denkst Du von mir, Dolores?“ fragte er nach einer Pause, „hältst Du mich für einen

Wütherich? Doch ich vergesse! Du wunderst Dich vielleicht gar nicht. Deine Meinung über mich —"

Sie erhob die Hand.

„Ich weiß schon, Herbert," sagte sie, ruhig aber doch mit sichtlicher Anstrengung, „aber hier ist vielleicht der Augenblick, um die Abbitte zu thun. Mein Hochmuth hat Dich oft verurtheilt. Ich hatte kein Recht dazu. Ich habe Dich oft gekränkt und beleidigt. Vergieb mir das."

Sie hielt ihm ihre Hand hin, er wandte sich hastig fort.

„Dir vergeben! Mache mich nicht toll, Dolores. Was habe ich Dir zu vergeben, jetzt gerade, nachdem ich mit brutaler Heftigkeit —"

„Du hast Deine Gründe gehabt. Du hattest es ihm sicherlich streng verboten."

„Nein, nein, ich hatte nichts, aber wie ich ihn da oben erblickte, o, wenn Du ahntest, was das heißt, gebrandmarkt dazustehen, aber was rede ich denn? Kind, sieh' mich nicht an. Deine Augen holen mir die Worte aus dem tiefsten Herzen heraus!"

Er athmete tief auf und durchmaß den stillen,

weltverlassenen Garten mit unruhigen Schritten. Dann kam er zu ihr zurück und blieb vor ihr stehen.

„Dolores, Dolores, ich bin kein großer Held, nein! Es hat mir doch oft das Herz gesprengt, nur einem Menschen auf der Welt zu sagen: so war es!"

Sie sah bittere Verzweiflung, Seelenqual in seinem Gesicht, und sie begriff, daß ihn eine Erinnerung, plötzlich aufgelebt, peinige. Es wurde ihr schwer, ihre gewohnte Ruhe zu behaupten, und ihre Stimme zitterte ein wenig, als sie fragte:

„Herbert, ist das Reue? Ich weiß, was Reue heißen will. Mir kannst Du es sagen."

„Reue!" Er lachte fast höhnisch. „Ja, wahrscheinlich, natürlich! Es war eine Todesmarter, Kind — und vierzehn Jahre habe ich sie getragen — trage sie eben noch! Es hätte nicht den geringsten Nutzen — es brächte nur Schaden, wollte ich es sagen, aber Du wärst die Einzige, die es erfahren dürfte, denn Du hörst und schweigst."

Betroffen sah sie ihn an.

„Das waren die Worte, mit denen Ernst mir damals den Brief abgab."

Er fuhr zusammen — seine Hand ballte sich.

„Dolores, er hat Dich geliebt. Gesteh' es."

„Laß das jetzt," versetzte sie stolz, — weicher, fast bittend, fügte sie hinzu: „Herbert, was quält Dich? Deine vergeudete Jugend?"

„Vielleicht, vielleicht! Wenn ich durch die weiten Prairien ritt, und das fraß an meinem Herzen, dann biß ich die Zähne zusammen vor Schmerz — und wie damals, so fühle ich es heute noch! Dolores, unerträglich ist mir der Gedanke, Du könntest eines Tages hören, Herbert Starff sei — ein Dieb gewesen!"

## Siebentes Kapitel.

„Du weißt, wie es immer bei uns gewesen ist, Dolores. Ich war ein Taugenichts. Ernst war der beste Schüler und ein musterhafter Sohn. Alle Hoffnungen ruhten auf ihm, er sollte unseren Namen berühmt machen. Der Vater war stolz auf ihn und konnte es sein. Was mich betraf, so hatte ich eine rechtschaffene Abneigung gegen das Studium, die ich mir manchmal, wenn die Mutter weinte, ein wenig Mühe gab zu überwinden, aber solche tugendhaften Anfälle hatte ich selten. Im Ganzen begnügte ich mich damit, gerade nicht völlig sitzen zu bleiben. Ebenso war es mit Geld. Bekam ich solches zugeschickt, so lebte ich vier Wochen lang in Saus und Braus, hielt meine Freunde frei, ritt und fuhr und trank Champagner. Plötzlich war dann die Herrlichkeit zu Ende und der Rest des Quartals war

Hunger und Lumpen. Das Schlimme war, daß mir Beides ziemlich gleichgültig war. Meine Kleider und meine Uhr wanderten zum Pfandleiher, manchen Tag gab es nichts zu essen, als rohes Obst. So kam ich zwar ohne Schulden durch, sieh mich nicht so groß an, Dolores, Schulden habe ich nicht gemacht, aber war solch ein unordentliches Leben nicht ebenso arg? Konnte jemals etwas Vernünftiges und Respektables aus einem Menschen werden, in welchem alle Anlagen zu einem Vagabunden entwickelt waren? Ich glaube es nicht, Dolores!"

Sie ging an seiner Seite den Weg längs der Hecke hinab, sie hätte gern seinen Arm genommen, denn ihr zitterten die Knie von einer bangen, ahnungsvollen Aufregung, aber sie wagte es nicht.

„Nun siehst Du, Dolores, Du bist im Grunde derselben Meinung . . . Du rechtfertigst das, was nun folgt! Kannst Du Dich auf den Tag besinnen, da ich Dich am Schloßteich von Altenkloster traf?"

Sie nickte nur. Er fuhr hastig fort:

„Ich kam sehr desperat nach Hause, Du — Du weißt wohl, weshalb . . . ich hatte Dich — aber

genug! Am Abend saßen wir Alle zusammen. Der Vater erzählte alte Geschichten und war recht aufgeräumt. Er hatte an dem Tage eine große Geldsendung von einem längst vergessenen Schuldner bekommen. Ich brauchte immer Geld und bat ihn um welches. Er schlug es ab. Sein Zorn gegen mich war durch die Nachricht, ich hätte mit den Offizieren gespielt, sehr gesteigert worden. Es war wahr, aber ich hatte zufälliger Weise nicht verloren. Wir gingen zu Bett. Mein Zimmer lag oben, gerade über dem Schreibzimmer des Vaters. Ich hatte schon lange mein Licht ausgelöscht, aber ich konnte nicht schlafen. Daran — daran warst Du Schuld, Dolores. In der Stille und Einsamkeit der Nacht zog mein ganzes vergeudetes Leben an mir vorüber. Wohin sollte es führen, so ohne Ziel, ohne Halt? — Da vernahm ich unter mir ein leises, leises raspelndes Geräusch, als wenn eine Maus nagt. Ich richtete mich auf und horchte lange gedankenlos, bis mir die Idee kam, daß Jemand unten in des Vaters Zimmer sein müsse. Ich stand auf, warf meine Kleider über und schlich mich hinunter. Es gelang mir, unhörbar an die

Thüre zu kommen. Drinnen war jetzt Alles still. Ich öffnete vorsichtig. Auf dem Schreibtisch stand eine kleine brennende Laterne, davor stand ein Mann in gebückter Stellung und kramte in einer offenen Schieblade. Er fuhr auf, ich sprang vorwärts, packte ihn an der Kehle, wollte ihn zu Boden werfen — da sank mir die Hand wie gelähmt herab. Ich stand vor meinem Bruder!"

Die Erinnerung stürmte all' die damals empfundene Verzweiflung wieder im Erzähler auf. Der große Mann zitterte.

„Kind, Kind — es war furchtbar! — Da stand er, der Spiegel aller Tugend, der Stolz des Hauses, kreideweiß, mit schlotternden Knieen vor mir und aus seinen Händen sanken die Geldscheine zu Boden. „Herbert — die Verzweiflung trieb mich — ich habe Tausende im Spiel verloren," stammelte er im ersten Schrecken. Dann aber drehte er sich um und war blitzschnell aus dem Zimmer gestürzt, die Thüre zuschlagend, daß der Lärm durchs ganze Haus dröhnte. Ich aber blieb stehen, wo ich stand — versteinert. Endlich bückte ich mich, um das Geld aufzuheben.

Dabei sah ich, daß das Schloß der Schieblade durchsägt war. In diesem Augenblick kamen eilige Schritte näher, mein Vater trat verstört ins Zimmer. Als er mich erkannte, schwankte er und wäre fast gefallen. Vor meinen Ohren brauste es, vor meinen Augen flimmerten Lichter, ich hörte seine Worte: „Also so tief bereits gesunken!“ — und begriff langsam, langsam, daß er mich meine.

„Nun, Dolores, Du wirst mich vielleicht tadeln, aber ich fand nicht den Muth, ihm die Wahrheit zu sagen. Es wäre sein Todesstreich gewesen. Alle seine Hoffnungen ruhten auf Ernst, und ich war überzeugt, trotz des Fehltrittes, daß er dieselben auch noch glänzend rechtfertigen würde. Ich aber war immer ein Nichtsnutz gewesen. Was waren meine Aussichten im Vergleich zu den Seinigen? Was kam überhaupt darauf an, was aus mir wurde? Besser, zehnmal besser, ein Taugenichts verschwand aus der Gesellschaft, denn daß meinen Eltern das Herz brach über ihren Liebling.

„So schwieg ich — und mein Vater stieß mich aus dem Hause.

„Damals trug mich die Aufregung darüber hinweg und gab mir Kraft, aber in späteren Zeiten, als ich allein und einsam arbeitete, da wollte mir das Herz oft brechen, dachte ich an den Vater, an seine Verachtung, die ich durch keine Arbeit und keine Anstrengung vernichten konnte! ... Sieh, deshalb gerieth ich heute so in Angst — denn es war Angst, Dolores, nicht Wuth, die ich empfand — als ich den Knaben dort oben sah, als ich mir sagte, daß die Fehler der Eltern in den Kindern weiter leben."

Er sprach jetzt ruhig und leise. Da entstand eine Pause, endlich fügte er seinem Bericht hinzu: „O, Dolores, daß Du nun darum weißt! Wenn Du ahntest, wie das alle Wunden heilt, welche Wohlthat es ist! — Kannst Du mich verstehen, Dolores?"

Sie hatte mit gesenktem Kopfe neben ihm gestanden — jetzt sah sie auf, Thränen stürzten ihr aus den Augen.

„O Herbert — vergieb mir!"

Er sah die Hände, die sich flehend nach ihm ausstreckten. Zum zweiten Male fand er nicht die

Kraft, sie zurückzuweisen — er hielt sie fest und beugte sich zu dem thränenvollen Antlitz herab.

„Meine Vergebung? . . . Ach Dolores! . . . Seit ich denken kann, mein Leben, mein Herz mein —"

Er brach plötzlich ab. Ein kalter Schreck schien ihn zu durchzucken . . . das goldene Märchen zerrann. Ein kleines Wort trat dazwischen und brachte ihn zum Bewußtsein. Irgend Jemand schien ihm zuzuflüstern: Deine Braut!

Dolores sah ihn schweigend an. Ihre Lippen zitterten, ihre Augen waren weit geöffnet und doch lag darin ein Ausdruck, als sähe sie rückwärts in die Vergangenheit.

„Herbert — und was stand in dem Briefe, den er mir übergab?"

„Ein Brief! Ich habe keinen."

„Doch — besinne Dich! — Ich gab ihn Dir und ließ Dich das Siegel prüfen."

„Er schlug sich vor die Stirn.

„Jener Brief? — Ja, an den habe ich nicht wieder gedacht. Der muß noch in der Rocktasche

stecken. Ich werde nachsehen! — Dolores, hat er Dich geliebt?"

Sie sah ihn fest an und sagte: „Ja!"

„Das habe ich geahnt!"

„Komm," sagte sie, „wir wollen jetzt gehen!"

Er folgte ihr, aber er sah kaum, wohin sie ihn führte. Sie saßen wieder auf der Veranda und Alfred spielte mit Jeannette auf dem Kiesplatz unten, nachdem er sehr demüthig um Verzeihung gebeten und sie erhalten hatte. Sie sprachen von gleichgültigen Dingen, es fiel Herbert auch ein, weshalb er hergekommen war, und er richtete seinen Auftrag aus und gab den Brief des Herrn von Braunsfels ab. Dolores öffnete ihn, las und sagte ruhig: „Ich lasse Herrn von Braunsfels danken und werde morgen selbst kommen!"

Dann fuhr der Wagen vor — und er verließ Schloß Starffeck. Sein Herz war unruhig gewesen, als er hergefahren war, jetzt war es aber schon ganz ruhig und bleischwer! — Am nächsten Tage, als alle die alten und ältlichen Damen unter den Bäumen im Klostergarten saßen, hielt ein Wagen vor dem Thor

und Fräulein Dolores stieg aus. Josline, das Kind, trippelte ihr sogleich entgegen. Sie war immer schalkhaft und zudringlich und hatte sich durch die Unnahbarkeit der stolzen jungen Dame nie abschrecken lassen. Heute aber kam sie, fast bestürzt wieder zurückgelaufen, schüttelte ihre grauen Löckchen, kreuzte die Füßchen in den grauseidenen Schuhen und erhob die kleinen, dürren Händchen:

„Ach, wie habe ich mich erschreckt, liebste Justine ... Dolores Starff sah mich an und — lächelte!"

Bald darauf kam Eugenie leichtfüßig wie ein Reh durch den Garten gelaufen und eilte hinauf in das Thurmzimmer:

„Dolores, die Großmutter läßt Dich bitten, doch bei uns den Kaffee zu trinken! Komme doch! Wenn Du aber glaubst, von Deinem fürchterlichen Vetter auch nur einen Schatten bei uns zu finden, so irrst Du Dich. Er ist abgereist, läßt Dich grüßen und schickt Dir hier dies!"

Damit übergab sie ihr ein dreifach versiegeltes Couvert.

Als Dolores dasselbe Abends mit bebenden

Händen öffnete, fand sie darin den Brief, den sie selbst so lange bewahrt hatte. Er enthielt das Bekenntniß eines — Feiglings, eine Bestätigung Alles dessen, was sie gestern erfahren. Ernst Starff flehte darin um die Vergebung seines Bruders und versuchte seine Schuld zu — entschuldigen. Er hatte sich damals zum Spiel verleiten lassen und eine bedeutende Summe verloren. Dies seinem Vater oder irgend einem Menschen zu gestehen, erschien ihm unmöglich. Sollte er wirklich durch dies Bekenntniß von seiner Höhe herabstürzen, er, das Vorbild seiner Altersgenossen, der Stolz seines Hauses?

Aber wie sollte er zu dem Gelde kommen, welches allein ihn retten konnte, wenn er Niemand seine Noth mittheilte? An dem Abend, als der Vater so unvermuthet Geld erhielt, war die Versuchung an ihn herangetreten. Welcher Mensch würde wohl auf ihn den Verdacht werfen, wenn das Geld fehlte? Niemand. Er war hiervor sicher bis an sein Lebensende. Und dann war alles anders gekommen und er hatte es zuerst betäubt über sich ergehen lassen und dann nie den Muth gefunden zu sagen: ich war es! Er hatte

gehofft durch verdoppelten Fleiß und ehrgeiziges Streben sich und seine erbärmliche Handlungsweise vor sich selbst zu rechtfertigen. Herberts Opfer sollte zum mindesten nicht umsonst gewesen sein und im Grunde, was konnte Herbert eigentlich Besseres thun, als nach Amerika gehen, er der immer am Rande eines dummen Streiches stand?

Und mit jedem Jahr war das Bekenntniß unmöglicher geworden und er hatte den Vater sterben lassen, in dem Glauben, sein ältester Sohn sei ein entehrter Mann und, als er jetzt selbst zu Tode erkrankte, da fand seine Feder nur Worte der Entschuldigung, Erklärung und der Bitte, ihn um seines Kindes willen zu schonen.

Diesem Brief war ein frisch beschriebener Zettel eingelegt, auf welchen Herbert am Abend zuvor die Worte geschrieben:

„Verbrenne diesen Brief und vergiß Alles. Mein ganzes Leben war eine Kette von Thorheiten, doch nie war ich ein größerer Narr als heute. Herbert.“

## Achtes Kapitel.

Wir sind am Vorabend des großen Tages angekommen. Wieder, wie vor etlichen dreißig Jahren, blickt Schloß Starffeck mit seinen fahnengeschmückten Thürmen aus herbstlich rothgefärbten Laubwäldern ins Thal herab und wird die Kirche mit Blumen und Eichenlaub geschmückt, ist der Altar von blühenden Myrthenbäumen umkränzt. Der alte Küster ist längst pensionirt, aber er läßt sich's doch nicht nehmen, herbei zu humpeln und ein prüfendes Auge auf die festlichen Vorbereitungen zu werfen. Ein altes Mütterchen, welches auf einem umgestürzten Grabsteine sitzt, blickt zu ihm auf und sagt: „Jetzt wird's aber Zeit, Vater Christian, daß Ihr Alles zurücknehmt, was Ihr damals bei der Hochzeit des gnädigen Herrn Schlimmes prophezeit habt!"

„Noch ist nicht aller Tage Abend," brummte der griesgrämige Alte.

„Hi, hi, hi," kicherte das Mütterchen, „wenn die Welt mal untergeht, dann gehen sie drüben im Schlosse freilich auch mit unter — was kann's helfen? Aber bis dahin kann's noch ein Weilchen dauern! Ein Schwarzseher seid Ihr, Vater Christian, und dabei bleib ich. Nicht aufgehört habt Ihr damals, den Kopf zu schütteln und zu brummen, und wie ist's denn geworden? Ueber die gnädige Baronin kann man mancherlei sagen, daß sie scharf und hart — aber eine brave und rechtschaffene Dame ist sie doch und hat ihre Sache gut gemacht und jetzt giebt's schon wieder eine Hochzeit, und das Fräulein soll ja ein Engel sein! . . . wo ist nun da all das Unglück geblieben?"

„Es schläft," sagte Vater Christian würdevoll und wandte der Alten den Rücken.

Das Schloß wimmelte bereits heute von Gästen. Verwandte aus allen Himmelsrichtungen waren gekommen. Die „lustigen Vettern" aus Ungarn, welche, wenn sie Jagdgeschichten aus den Theißsümpfen er-

zählten, so formidables Latein redeten, der Vetter Hermann aus Herfeld, ein Mecklenburger von hünenhaftem Wuchs, ruhig, gemessen und wortkarg, der komische Onkel Thomas, ein alter Junggesell mit langen Vatermördern, einem spitz zusammengekämmten Toupé und unverwüstlichem Galgenhumor. Er lebte wie ein Einsiedler irgendwo in Pommern, sprach lieber platt als hochdeutsch und spielte die selbstverleugnende Rolle des Spaßmachers bei Familienfesten. Der Chor halbwüchsiger Neffen und Nichten eklatirte bei jeder seiner Grimassen in ein schallendes Gelächter, was dem Ganzen einen recht heitern Anstrich gab. Ein preußischer Oberst Starff war da, mit zwei bildschönen, blonden Töchtern, die aber leider zu wohlerzogen, um mehr zu lachen, als schicklich war.

Es wäre eine Art Verbrechen gewesen, hätte Herbert Starff diese Gelegenheit, sich seiner gesammten Familie zu präsentiren, versäumt. Er hatte versucht, sich mit Geschäften zu entschuldigen, aber ein von sämmtlichen Namensvettern unterzeichnetes, diktatorisches Telegramm konnte nicht ignorirt werden, und so langte er nach mehrwöchentlicher Abwesenheit

wieder in Altenkloster an, gerade rechtzeitig, um noch in den Wagen zu steigen, der seine Mutter und Eugenie nach Starffeck führte, wo heute zu Ehren des Vorabends der Hochzeit ein Ball stattfand.

Dies Alles erfuhr er erst, als er, gedrängt und zur Eile gemahnt, bereits im Wagen saß und seinen Handkoffer plazirte. Er hatte seine Mutter nur flüchtig, seine Braut fast gar nicht begrüßen können — jetzt saß er ihr gegenüber und ein Stich ging ihm durchs Herz. Aus diesen sanften großen Augen sah ihn kein Kind mehr an, sondern suchte ein flehender, thränenvoller Blick sein Gesicht. Einst hätte sie ihm seine kühle Begrüßung vorgeworfen, ihn scherzhaft gescholten, jetzt sprach sie kein Wort, sie hielt ihm nicht einmal die Hand hin, und als er sich zu ihr wandte, erröthete sie und blickte mit einem schmerzlichen Lächeln aus dem Wagen, eine gleichgültige Bemerkung über das Wetter machend.

Er aber biß die Zähne zusammen. Die kindliche Unbefangenheit, war dahin. Der jungfräuliche Stolz der sich ungebeten nicht wegwirft, war erwacht, und Kämpfe und Leid war sein Gefolge!

„Kleine," sagte er endlich bittend, und zeigte auf den leeren Platz neben sich, „komme her, und lehne Deinen Kopf an meine Schulter und sage mir, wie böse Du auf mich bist, und daß ich ein alter, vertrockneter Geschäftsmann bin, der wieder vier Wochen lang an seine Flinten dachte!"

Sie gehorchte — aber zögernd. Starff sah seine Mutter unsicher an.

„War sie oft traurig in meiner Abwesenheit, dies arme Kind?" fragte er.

„Nein, nein," murmelte Eugenie, sich sehr zum Schaden ihres weißen Kleides an ihn schmiegend, „ich bin auch auf Niemand böse, als auf mich selbst Auf Dich am wenigsten, o, am allerwenigsten! Welche Ursache hätte ich denn?" — schloß sie verwundert. Er stutzte.

„Mein kleiner Engel ist viel zu gut für mich. Ernstlich, Kindchen ... zu schön, zu lieblich, zu jung, zu —"

Sie lachte und legte ihm die Hand auf den Mund.

„Wie viel Respekt habe ich an Dich verschwendet,

Onkel Herbert! . ... Großmama, nennt man das nicht Dummheiten reden?"

Die Großmama antwortete nicht, sie strich nur liebkosend über die zarte Wange des Mädchens.

„Bist Du jetzt wieder glücklich, Eugenie?" fragte Starff nach einer Pause.

„Ich bin immer glücklich — das heißt ruhig, sicher, geborgen, sowie ich Deine Stimme höre, Herbert, neben Dir sitze, Deine Hand halten kann und fühle, Du bist es wirklich! Das ganze Leben wird dann wirklich. Aber wenn Du fort bist, lange fortbleibst ... o, Du glaubst nicht, wie dumm ich bin. Unaussprechlich dumm! — Es erscheint mir Alles so sonderbar, so leer, ich ängstige mich und fürchte mich und bin, was Alfred kurios nennt. Gestern und heute habe ich immer gedacht, das Herz sollte mir brechen vor Traurigkeit. Alles erschien mir traurig zum Sterben — daß die Vögel zwitscherten und daß die Hunde bellten, und alle die Gäste, die vielen fremden Leute und dieser Ball und die Hochzeit morgen — es war Alles, als träume ich es nur und existire es

gar nicht wirklich. Aber nun bist Du wieder da und es ist Alles gut."

Er beugte sich herab und küßte sie auf die Stirn. Sie ahnte nicht, daß dieser Kuß einen Schwur besiegelte, sein ganzes Leben ihrem Glück zu widmen.

So langten sie in Starffeck an und fuhren gerade durch das weitgeöffnete Parkthor, als ein leichter, mit vier Apfelschimmeln bespannter halboffener Wagen fast unhörbar wie ein Blitz an ihnen vorüberschoß. Blauseidene Polster und wehende Schleier waren Alles, was sie sehen konnte — dennoch konnte kein Zweifel darüber herrschen: Eugen hatte seine Braut und seine Schwiegereltern von dem Bahnhof abgeholt.

Sie kamen gerade noch rechtzeitig an, um zu sehen, mit welcher majestätischen Mütterlichkeit Frau Mathilde, auf den Stufen der Freitreppe stehend, ihre Schwiegertochter begrüßte und ans Herz drückte.

Dann erhielt der in einen feinen Zobelpelz gehüllte Graf einen huldvollen Händedruck, die atlasschimmerde Gräfin, die angenehmer denn je aussah, eine Umarmung.

„Ach," flüsterte diese, „Bellie hat solche Kopfschmerzen von der langen Reise im heißen Bahnwagen."

„Was ist da zu thun?"

„O, nichts, gar nichts," sagte Isabelle's sanfte Stimme, die wie Zaubermusik in den Ohren ihres Verlobten widerklang, „es wird besser, wenn ich nur ein Stündchen allein sein darf."

„Reiche ihr den Arm Eugen — führe sie in das blaue Zimmer an der Galerie. Trage Sorge, daß kein Mensch sie stört."

Andere Gäste kamen und er führte sie fort, ihr zuflüsternd: „Heute noch mein Gast, Isabelle — morgen die Herrin über dies ganze Schloß!" und leise, als fürchte er, ein kostbares Kunstwerk zu zerstören, drückte er einen Kuß auf das weiche, goldrothe Haar.

Seine Mutter hätte ihn darüber belehren können, daß er sich in Bezug auf die Herrschergewalt seiner Frau einer gelinden Illusion hingab.

Er öffnete ihr die Thüre und sie sah in das Zimmer und lächelte.

„Wie entzückend eingerichtet, lieber Eugen! Und hier darf ich wirklich eine Stunde ganz allein bleiben? — Vergieb — oh ich schäme mich meiner Verzärtlung, aber ich muß meinen Kopf pflegen, sonst legst Du in der Gesellschaft keine Ehre mit mir ein."

Er versicherte, kein Mensch werde sie stören, und verließ sie, um aber schon nach fünf Minuten wieder da zu sein, mit Eau de Cologne, Wasser und allem was sie möglicherweise wünschen konnte.

„Du bist so gut, Eugen, ich danke Dir — aber ich bitte Dich, lasse mich jetzt allein, schicke auch keine Kammerjungfer zu mir. Ja? Es wäre so lieb von Dir."

Er versprach Alles und ging. Sie stand an der Thüre und horchte auf seine Schritte, dann zog sie die Thüre zu, setzte sich hin, stützte den Kopf in beide Hände und sah starr vor sich hin.

Eine Stunde, nur eine einzige Stunde, die Rettung oder Verderben barg, lag vor ihr, aber dieselbe gehörte ihr völlig, dafür hatte sie das Wort ihres Verlobten.

Es war keine Lüge daß ihr der Kopf heftig

schmerzte, aber sie hatte jetzt keine Zeit, für ihn zu sorgen. Sie setzte sich ans Fenster und beobachtete mit nervöser Ungeduld die immer schneller hereinbrechende Dunkelheit, ihre hilfreiche Genossin. Sie kam und lagerte sich zuerst grau über den Park und die Rasenplätze, dann breitete sie ihre dunklen Fittiche auch über die Wipfel der Bäume, über die Dächer und Berghöhen. Es war jetzt im Zimmer bereits zu finster, um etwas zu sehen und die Fenster des Schlosses erhellten sich, eins nach dem andern, bis sie Alle in Lichterglanz funkelten.

Isabelle hatte ihren Hut abgelegt und einen dichten schwarzen Schleier über den Kopf geworfen. Dann nahm sie ein leeres Wasserglas in die Hand, verließ ihr Zimmer und glitt geräuschlos die lange Galerie hinab. Begegnete ihr Jemand und erkannte sie, da brauchte sie nur zu sagen, daß sie, um keine Kammerfrau zu beanspruchen, selbst nach einem Glase frischen Wassers ginge. Auf der Treppe, die aus dieser Region der Gastzimmer in das Parterre hinabführte, begegnete sie einem Diener, aber es war ein Lohnbedienter, der sie nicht kannte und eilig an ihr

vorüberlief. Sie war unten im Vorsaal — er strahlte von Licht und sie blieb mit klopfendem Herzen stehen — wenn sie ihn passiren konnte, ohne Jemandem zu begegnen, da war sie im Freien. Schon setzte sie den Fuß auf die unterste Treppenstufe, da wurde eine der dunklen Flügelthüren geöffnet, aus dem hellerleuchteten Billardzimmer trat ein großer, behäbiger Herr, gefolgt von einem Andern, piff eine Melodie und durchschritt den Vorsaal, um sich gerade in die offene Hausthür zu stellen, wo er stehen blieb und hinausblickte, mit seiner anspruchsvollen Korpulenz die halbe Thüre füllend, wie ein großes, gewaltiges: Halt!

Und Isabelle drückte sich oben in den Schatten der Treppenflucht und preßte die Hände aufs Herz und meinte doch, sie müßten da unten das wilde Klopfen desselben hören.

Werden sie nie fortgehen? Werden sie ewig dort stehen bleiben? — Thörichtes Kind! — Viele Jahre später, in dunklen Stunden, da erschien ihr jener große Mann auf der Schwelle dieses Hauses, wie ein Wächter, der dorthin gestellt war, des Hauses

Ehre zu wahren und ihre Seele zu retten. O, daß sie verstanden hätte, was es für sie hieß, daß er gerade eben dort stand!

„Ein dunkler Abend," sagte er, „dunkler als bei uns im Norden."

„Morgen geht schon die Sonne wieder auf," tröstete der Andere, indem er sich auf die Fußspitzen stellte, um über die Schulter des Dicken zu sehen.

„Possen, Thomas!"

„Possen, Possen! Das ganze Leben ist eine große Maskerade, — nie fühle ich mich mehr ‚auf den Brettern' als hier in Starffeck, lieber Hermann. So diese Hochzeit, par exemple, — ein Festschauspiel mit ganz neuen Dekorationen. Seit dreißig Jahren arbeitet Mathilde an dem Stück. Als es fertig war, sah sie sich nach den Schauspielern um. Die Primadonna mußte natürlich aus der deutschen Weltstadt sein — das klingt doch gut! Sie hat ihre Marionetten eine Zeit lang an den Fädchen hin- und hergezerrt, bis Jeder auf seinem Platz war, Alles klappte — und nun gehts los mit Posaunen und Trompeten! Ernst-

lich, Hermann, sie ist eine große Frau! — Ich gehe ins Buffetzimmer und trinke ein Glas auf ihr Wohl!"

Und sie gingen Beide — die Thür war frei.

Behende wie eine flüchtige Antilope sprang Isabelle hinaus — ins Freie. Dunkelheit umfing sie, aber sie kannte ihren Steg. Sie huschte aus dem Bereich des Lichtscheines, der aus allen Fenstern dringend, über die Sträucher und Blumenstücke gespenstische weiße Figuren malte. Sie eilte vorwärts, bis sie ein kleines, kleines Licht aufblitzen sah — wie wenn Jemand mit einer Laterne geht. Dorthin wandte sie sich und kam an das Ufer des Schwanenteiches. Jetzt hatte sich ihr Auge so an das Dunkel gewöhnt, daß sie deutlich das Wasser, die Bäume und die Landungstreppe sah — dann hob sich aus dem unbeweglichen Nachtgemälde eine dunkle Gestalt, kam vorwärts, gerade auf sie zu und ihre Hand wurde erfaßt.

„Was bringst Du mir — Tod oder Leben?" — fragte eine gedämpfte Stimme, in welcher die Leidenschaft eines unbändigen Herzens zitterte, „sprich, sprich! Du kennst Das Wort, auf welches ich warte!"

Sie zögerte lange, ihre Hand erkaltete in der

seinen, ihre Stimme brach in Schluchzen, als sie endlich murmelte:

„Ich will!“

Da kniete er vor ihr nieder und bedeckte ihre Hände mit Küssen. Dann aber sprachen sie leise, hastig und schnell zusammen — war doch jede Minute kostbar.

„Vertraue mir, Isabelle. Ich habe nicht umsonst in diesem Hause gewohnt und den Aberglauben der Dienstleute studirt. Kein Mensch wird Dich antasten, kein Mensch wird Dich auch nur anzusehen wagen, gehst Du zur Mitternachtsstunde in einem schwarzen Kleide mit verschleierter Stirn durch den Flügel. Nur sieh, daß es keine raschelnde Seide ist. Geräuschlos muß der Stoff über die Steinfließen gleiten. Laß mich Dir die Hände legen — so! Und nun, so sehr dies arme Herzchen auch pochen mag, gehst Du langsam — langsam, blickst zu Boden, hebst den Kopf nie, bewegst keinen Finger, mag Dir begegnen, wer da will, Du bist gefeit. Niederfallen werden sie vor Dir, die mattherzigen alten Weiberseelen! Doch sicher-

lich begegnet Dir Niemand. Wer wird sich um Mitternacht in dem Flügel herumtreiben?“

„Im Ahnensaal steht die gedeckte Hochzeitstafel schon fertig für morgen, es könnte Jemand nachsehen — aber, o Himmel, es schlägt schon Acht!“

Er ließ ihre Hand los und sie eilte zurück. Sie zitterte über und über. Sprang denn kein geharnischter Ritter aus dem Dunkel und hielt ihr die Lanze vor und rief gebieterisch: Halt! War das nicht das Gesicht ihres Vaters, lang, höhnisch und triumphirend, welches sich dort hinter dem dunklen Klumpen eines Strauches emporreckte?

Wie ein gehetztes Wild floh sie dem Schlosse zu und trat in die Vorhalle. Mehrere Diener durchkreuzten dieselbe, mit Präsentirbrettern voll klirrender Gläser oder köstlicher Pasteten und Früchte — aber wer von ihnen wäre wohl auf den Einfall gekommen, in der, die Treppe heraufhuschenden dunklen Gestalt, die das Tuch so tief ins Gesicht gezogen hatte, etwas anderes als eine eilfertige Kammerjungfer zu vermuthen?

Als Isabelle ihr Zimmer betrat, war es er-

leuchtet — ihre Mama, bereits in spitzenreicher tiefvioletter Atlasrobe stand mit rathloser Miene in der Mitte.

„Aber, Chérie! Wo bist Du? Was soll das heißen? es ist die höchste Zeit! Die ganze Gesellschaft wartet auf Dich!“

Isabelle nahm langsam ihr Tuch ab.

„Ich hatte den Einfall, meinen armen Kopf im Freien zu kühlen, die Abendluft ist so erfrischend.“

„O, Herzchen, welch unbedachter Gedanke. Die Abendluft nimmt die Rosen von den Wangen. Du bist blaß wie eine Lilie!“

„Ach, Mama, ich bin immer noch schön genug,“ lächelte Isabelle — sie konnte wirklich lächeln. Dann klingelte sie nach einem Mädchen und ließ sich ankleiden.

Unten in den Gesellschaftsräumen waren bereits Alle versammelt, die Damen in Balltoilette, die Herren schwarz und glatt wie die Aale oder bunt und blitzend, mit Sternen dekorirt. Die Musiker stimmten ihre Instrumente und blickten mit den Lakaien um die Wette nach der Thüre, wo die Königin des Festes eintreten mußte. Endlich, endlich erschien sie, am Arm

ihres Vaters, diesem schon an der Thür von Baronin Mathilde abgenommen und durch die Reihe geführt, vorgestellt, beglückwünscht, gemustert, beurtheilt und bewundert.

Hinter ihr, als sie am Arm ihres Verlobten weiter ging, erhob sich das Geflüster. „Sie ist schön wie ein Engel.“ — „Sie ist bezaubernd!“ — „Welche Augen!“ — „Welcher Wuchs!“ — „Aber in den Augen da liegt was — das ist was!“ — „Das sage ich auch. Sie ist eine gefährliche Frau.“ — „Meine Frau wäre es nicht, aber das ist Geschmackssache, hm, hm, Mathilde hat viel Courage, verteufelt viel Courage, Aber dafür war sie immer berühmt.“ „Mathilde mußte eben für ihren Sohn etwas Extrafeines haben — nun sie kennt ja die Leute seit Urzeiten. Es hat also keine Gefahr. Aber dieser Herr Schwiegerpapa, er ist zu höflich, zu weltgewandt, zu glatt. Das paßt nicht zu uns.“

Da — die Musik stimmt an — das junge Paar eröffnete den Reigen. Der Onkel Thomas, dem Alles erlaubt war, klatschte Beifall und begann zu singen: „Und als der Großvater die Großmutter nahm!“ Die

Paare ordneten sich, die Stimme des Onkel Thomas verhallte. Er stieg über ein paar Stühle und drückte sich an die Wand, — hier saß er, oder stand vielmehr wie ein Storch auf einem Bein und übersah die ganze Gesellschaft, als etwas herangetrippelt kam — ein kleines, altes, faltiges Gesichtchen, ein Paar Arme, so dünn wie Streichhölzchen, eine Menge grauer Löckchen, Bänder, Blumen, Schleifen, Spitzen und rosenrothe Seide . . . Fräulein Josline hatte als Verwandte der Braut natürlich eine Einladung erhalten. Waren doch die Delavares ohnehin sehr schwach bei diesem Familienfest vertreten, was die Anzahl betraf. Qualitativ waren sie nach ihrer Ansicht den Starffs überlegen durch einen fast hundertjährigen Greis, Grafen Delavare-Fauville de Maison Rouge, die wie das Preisstück eines Museums Allen flüsternd als: der berühmte Delavare bezeichnet wurde. Niemand wagte laut zu bekennen, daß er ungebildet genug sei, nicht zu wissen, wodurch sich der stammelnde Alte berühmt gemacht hatte.

„Ach!“ rief Fräulein Josline mit der Naivetät

einer Siebzehnjährigen, „weshalb stehen sie hier so einsam? Weshalb tanzen Sie nicht?“

Der alte Hagestolz blickte kopfschüttelnd auf die kleine, wunderliche Figur.

„Weshalb tanzen Sie nicht?“

„Ich, ich?“ kicherte sie, „ich will Ihnen etwas sagen, lieber Baron . . . wenn man anfängt, passée zu sein — und ich bin etwas passée — dann verlieren solche Dinge ihren Reiz. Aber es ist himmlisch hier! — Isabelle tanzt wie eine Elfe . . . Das hat sie von mir, das liebe Kind! — Aber was sagen Sie zu solch einem Tag — brr! — Denken Sie nur! Man spricht ein kleines, kleines Wort: Ja! und ist nun fürs Leben gekettet! Könnten Sie sich dazu entschließen? Ich nicht! Ich ziehe die Freiheit vor und will sie noch lange genießen. Aber Isabelle ist so thöricht, sie wird es noch bereuen! Meine Mama hat mir immer verboten, Romane zu lesen — aber ich weiß trotzdem, daß Manche den Einen heirathet und einen Andern liebt. Solche Dinge sind furchtbar romantisch, finden Sie nicht? — Ach, ich kann die

Walzer nicht hören, das zuckt dann so in meinen Füßen."

Thomas Starff that, als habe er diesen Wink nicht gehört, und das kleine Dämchen zog mit betrübter Miene weiter.

„Hm, hm" — murmelte er," der Schlinge entrann ich. Jetzt will ich ins Buffetzimmer gehen und ein Glas auf das Wohl dieser liebenswürdigen kleinen Dame trinken."

## Neuntes Kapitel.

Es gab unter all' diesen Verwandten Viele, die, obwohl sie mehrere Male in ihrem Leben nach Schloß Starffeck gekommen waren, doch beim Erscheinen einer hohen, stolzgewachsenen Dame mit tiefschwarzem Haar und ernster Miene, verwundert fragten: „Wer ist denn das?"

Herbert Starff hatte sich, als Musik, Tanz und Heiterkeit begann, so viel als möglich zurück gezogen. Er hatte einmal mit seiner Braut getanzt und sie dann, überzeugt, daß sie sich vortrefflich unterhalten werde, ihrem Schicksal überlassen. Er selbst ging in das anstoßende Spielzimmer, wo sich einige Partien zusammen gefunden hatten, und wo auch der Onkel Thomas und der Mecklenburger gestrandet waren.

Er setzte sich mit an den Tisch und zündete sich eine Cigarre an.

„Zwei Wunder sehe ich heute Abend mit eigenen Augen, und daher will ich nie wieder sagen, daß Wunder unmöglich sind," sagte Thomas Starff, seine Vatermörder, die er, wie er sagte, aus Pietät für seinen Großvater trug, emporziehend.

„Zwei Wunder," sagte Baron Hermann phlegmatisch, „ich sehe nur Eines .... daß Du Deine Coeurdame dort nutzlos opferst."

„Wenn ich Eine hätte, würde ich sie schon opfern," brummte der Hagestolz, „nein, ich rede von dem Wunder, daß aus Dolores in einem Alter, wo Andre verblühen, eine Schönheit wird — und dann, daß hier aus unserem Herbert in Amerika ein ernsthafter Mensch geworden ist."

„Und immer noch ein Narr, weiter nichts," versetzte Herbert Starff bitter.

„Knabe, Du wirst mir unheimlich. Wer das von sich zugiebt, der beschämt einen Sokrates an Weisheit. Sieh nicht so finster aus, sondern komme

mit mir ins Buffetzimmer, wir wollen ein Glas auf das Wohl der Base Dolores trinken!"

„Wir wollen trinken, ja, Du hast Recht," versetzte er aufspringend. „Komm!"

Er wäre wohl umgekehrt und in den Saal zurückgegangen, hätte er gewußt, wie trostlos es in Eugeniens Herzen aussah.

Ach ihre Ahnungen hatten sie nicht betrogen. Solch ein Ball, der erste ihres Lebens, war eine verworrene, unglückselige Sache. Wie konnten sie nur Alle so viel lachen und schwatzen? Ihr erschien dies Drehen und Drängen, die laute Musik, die blendenden Lichter, wie ein höllischer Zauber, in dem sie gefangen saß, ohne entrinnen zu können. Es half nichts, daß sie sich zurückzog, immer wieder kam Jemand und zog sie hinein in den Wirbel. Worin bestand der Genuß und die Freude dieser lärmenden, blitzenden und lachenden Welt? Es erschien ihr Alles so unnennbar traurig und beängstigend. Sie hätte sich am liebsten unter die Flügel der Großmama verkrochen, wie ein Küchlein, aber noch lieber wäre sie daheim gewesen

und hätte, an Alfreds Bett knieend, ihr Abendgebet gesprochen.

Eugen hatte seine Braut dem Kreise der anverwandten älteren Damen zuführen müssen, welche „Mathildens Wahl" mit kritischen Blicken in Augenschein nahmen und Isabelle in ihrer Mitte festhielten. Frau von Starff-Herfeld wollte ergründen, ob die künftige Gattin des Familienoberhauptes einige Kenntnisse in der Kochkunst und Haushaltung besäße, Frau von Starff-Mandelwitz that geschickte Fragen, um ihrer wissenschaftlichen Bildung nachzuforschen. Es war eine gelinde Marter in freundschaftlicher Form und Eugen zählte die Minuten, da er sie von dort fortholen könne. Er stand in einer offenen Thüre, gerade über ihm schmetterte die Musik und doch hörte er neben sich oder hinter sich Schluchzen.

Es weinte Jemand im Ballsaal? Sonderbarer Gedanke. Er sah sich um, das Zimmer hinter ihm war leer, er sah rechts und links von sich. Die Flügel der Thüre waren zurück geschlagen, sie lagen fast an der Wand, und dennoch? Er blickte hinter den Flügel, wahrhaftig! In der spitzen Ecke stand ein

Mädchen in weißem Kleide und bedeckte das Gesicht mit den Händen, eine Balldame, und sie weinte wie ein Schulmädchen.

Er stand vor ihr und entzog sie so den Blicken der Uebrigen.

„Eugenie, was fehlt Ihnen?“ fragte er leise. Sie ließ die Hände sinken und sah ihn verwirrt an. Wenn Isabelle Delavare weinte, so war das, wie wenn eine weiße, thaubeschüttete Rose im Windhauch bewegt wird, aber Eugenie hatte ein so rechtschaffen verweintes Gesicht, wie ein schluchzendes Kind. Eugens erster Impuls war, sie unbemerkt aus dieser unbarmherzigen Helligkeit zu führen, und er bewerkstelligte dies mit Geschicklichkeit. Ihre Hand durch seinen Arm ziehend, geleitete er sie in das Nebenzimmer.

„Was fehlt Ihnen?“ fragte er sanft, „es macht mich traurig, kleine Cousine, daß Sie sich hier, in meinem Hause, und gerade heute, unglücklich zu fühlen scheinen!“

Sie suchte nach einem Taschentuch und fand keines, und er mußte endlich das seine ziehen und trocknete

ihr damit die Thränen, wie wenn sie ein Kind gewesen wäre.

„Wo steckt denn Herbert?“ fragte er.

Die ganze Arbeit war umsonst gewesen — neue Thränen!

„Ah, ich errathe — er ist in die Spielzimmer gegangen und Sie fühlen sich einsam, armes Kind. Es ist Ihr erster Gesellschaftsabend. Nicht?“

„Das ist es nicht allein, — aber sagen Sie selbst, ist das Alles nicht unaussprechlich traurig? Oder bin ich allein so dumm? Aber nein, — Sie sehen auch immer ernst aus. Sie haben noch keinmal gelacht.“

„Sehr möglich. Ich glaube nicht, daß ich heute lachen könnte.“

Er hatte sie zu einem Divan geführt und saß neben ihr und versuchte, sie zu trösten und zu beruhigen, obwohl ihm der Boden unter den Füßen brannte.

Endlich trat Jemand ins Zimmer, es war Dolores.

„Was fehlt ihr?“ fragte sie betroffen.

„Uebermüdung und Aufregung. Willst Du bei ihr bleiben? Ich will Tante Wilhelmine herschicken."

Als sich Dolores neben Herbert Starffs Braut setzte, schlang diese die feinen Arme um ihren Hals und verbarg ihr Gesicht an der Schulter derselben.

Eugen war zuerst seinem Vetter begegnet und kam jetzt mit diesem ins Zimmer.

„Hier bringe ich einen Tröster," sagte er lächelnd, „ich denke, Eugenie wird ihr Köpfchen heben."

Eugenie hob ihr Köpfchen gar nicht. Sie umfaßte nur Dolores noch fester.

„Ich glaube, dies arme Kind ist krank," sagte diese, ohne aufzublicken.

„Sollen wir nach Hause fahren, Eugenie?" fragte Starff mit gepreßter Stimme.

„O ja — bitte!" rief sie schluchzend.

In diesem Augenblick erschien auch schon die „Großmama", der es längst so scheinen wollte, als ob Eugenie mit der Miene eines Opferlammes getanzt habe. Sie war immer eine ruhige Frau und machte nicht viel Worte, sie küßte nur das weinende Mädchen und nahm sie mit sich fort in die Garderobe.

Dolores wollte folgen, aber Eugen ergriff ihre Hand und hielt sie zurück.

„Herbert," sagte er, „bleib noch eine Minute. Ich bin heute so glücklich und so dankbar und da möchte ich auch Dir danken!"

„Mir? Wofür?"

„Du hast mich zuerst darauf aufmerksam gemacht, daß ich eine Schwester habe — und nun sieh, welch eine Schwester! Aus Liebe zu mir — Herbert! — aus Liebe, hat sie sich auch heute soweit überwunden, das Kleid zu tragen, das ich ihr für den heutigen Tag schenkte, und in der Gesellschaft zu erscheinen. Ich ernte mit Stolz all die Bewunderung ein, die sie erregt — Du bist der Einzige, der mir noch kein anerkennendes Wort über ihre Augen gesagt hat. Onkel Thomas schwärmt für sie. Nun hole das Versäumte ein."

Er hatte scherzend gesprochen und während er sprach, den Arm um die Schulter seiner Schwester gelegt. Da entstand eine Pause, — dann ließ sich sein Vetter auf ein Knie nieder, drückte seine Lippen

auf die bewunderte Hand — und verließ schweigend das Zimmer.

Eugen sah ihm betroffen nach, Dolores aber sagte ruhig: „Mir scheint, man vermißt Dich im Saal“

Baronin Mathilde wußte genau, wie lange das Fest dauern dürfe, wenn Eugens Nerven nicht angegriffen werden sollten. Deshalb hatten Tanz und Musik schon um elf Uhr ein Ende, man blieb zwar noch ein wenig zusammen, dann begaben sich erst die Damen und nach und nach auch die Herren zur Ruhe. Die Delavares zogen sich ganz zuerst zurück. Komtesse Isabelle verabschiedete sich mit so entzückender Liebenswürdigkeit von Allen — sie war im Laufe des Abends immer schöner und schöner geworden. Jetzt lag das gewöhnte Carmin auf ihren Wangen, die sanftgeschwungenen Lippen glühten purpurn und die Augen hatten einen diamantenen Glanz. Als sie Eugen Gute Nacht wünschte, führte er ihre Hände an die Lippen, hielt sie lange fest und sah ihr in die Augen. Und vor diesem Blick voll heißer, unendlicher Liebe mußte Isabelle die seidenen Wimpern senken — sie hielt ihm nicht Stand!

„Laß mich, lieber Eugen. Leb' wohl."

„Auf Wiederſehen."

„Das ſag' ich nie. Wer kann in die Zukunft blicken?"

„Dann ſage mir Gute Nacht."

„Gute Nacht!" — ſagte ſie leiſe, mit zitternder Stimme.

„Mögen alle heiligen Engel Dich behüten, mein Liebling!"

* * *

Dies Feſt hatte aber noch ein ſeltſames Nachſpiel.

Es mochte halb Eins ſein, und Dolores, welche bis jetzt das Abräumen in dem von Onkel Thomas frequentirten Buffetzimmer geleitet hatte — Frau Mathilde duldete ihre Hülfe, ignorirte dieſelbe aber — war endlich allein in ihrem Zimmer drüben im alten Flügel. Eugen hatte zwar darauf gedrungen, daß ſie in die hellen, ſonnigen Räume ziehen möge, in denen Tante Lottchen einſt gehauſt hatte und die heute noch nach Reſeda und Heliotrop dufteten; aber Do=

lores hatte sich hierzu noch nicht entschließen können. Ein Wort ihrer Mutter hätte genügt, um sie zu überreden — aber so lange diese geflissentlich stumm blieb, wollte sie sich nicht aufdrängen.

Jeannette hatte auf ihre Herrin gewartet. Ihr Hand befestigte vor mehr denn sechs Stunden die Blumen so kunstgerecht in den schwarzen Haarmassen und löste sie jetzt mit behutsamen Fingern aus denselben.

„Du mußt todtmüde sein, Kind, geh' zu Bett," sagte Dolores endlich, als sie ihr glänzendes Kleid gegen ein weites Gewand vertauscht hatte. Jeannette gehorchte und sie blieb allein.

Die Uhr tickte eintönig, draußen hatte sich ein Wind erhoben, der Regentropfen an die Fenster trieb. Dolores schauderte leicht zusammen. Sie hätte zu Bett gehen sollen, aber sie konnte nicht; sie hatte das sonderbare Gefühl, daß sie auf etwas zu warten habe, daß dieser Tag noch nicht zu Ende sei. Und sie saß da und sah vor sich hin und glaubte zu empfinden, daß es näher und näher käme, bis sie aufhorchte und sich bewußt wurde, wirklich Schritte zu hören. Sie

näherten sich, ihre Thüre ward geöffnet und Eugen trat ein.

Das Licht ihrer Lampe fiel voll auf sein Gesicht, es war so blaß, wie sie noch nie ein menschliches Gesicht gesehen hatte.

Er schien auch leicht zu schwanken und griff nach einem Sessel — dann setzte er sich und sie konnte sehen, daß er über und über zitterte.

„Um Himmelswillen, Bruder, Du bist krank!“ rief sie erschrocken.

„Es ist nichts — ein Schwindel. Hast Du hier ein Glas Wasser, Dolores?“

Sie brachte es ihm, und er trank — aber schon nach wenigen Zügen setzte er es hin, fuhr auf und sah nach dem Fenster.

„Sahst Du dort nichts, Dolores?“ fragte er aufgeregt, „ein weißer Schein — nicht? — oder ein Gesicht?“

„Garnichts. Du hast das Fieber, lieber Eugen — Deine Stirne glüht. Wie kommst Du hierher? Was willst Du von mir?“

„Was wollte ich nur? Ah ja —“ er hielt sich

die Hand vor die Stirn, „ich konnte nicht schlafen, Dolores — der Gedanke an morgen ist so überwältigend. Da fiel mir ein, daß ich noch einmal nachsehen wollte, ob die gedeckte Tafel im Ahnensaal fertig sei. Und so kam ich —“ Er hielt inne.

„Du hast einen Schreck gehabt.“

„Ich habe etwas gesehen, Dolores,“ flüsterte er bebend, „etwas Fürchterliches! Aber frage mich nicht. Laß es gut sein. Es giebt Dinge, die nur uns, denen sie begegnen, gelten, und die wir verschweigen müssen. Was es auch war — eine Vorspiegelung des erhitzten Blutes oder Wirklichkeit, zur Warnung wird es uns geschickt, im Glück des Todes eingedenk zu bleiben. Dolores, setze Dich hier zu mir. Bist Du sehr müde?“

„Gar nicht.“

„Dann laß mich hier bleiben und leiste mir Gesellschaft.“

Ihr Fragen war umsonst. Er sagte ihr nicht, was er gesehen hatte — aber sie sah, daß er bis in die Seele erschüttert war, daß seine ganze Natur einen Stoß erlitten hatte, als hätte sich eine kalte, todte Hand lähmend auf sein Herz gelegt.

## Zehntes Kapitel.

Das Zimmer, welches vom Papa und der Mama Delavare bewohnt wurde, duftete immer stark nach den kostbarsten Toilette-Parfüms, mochten es nun die Pommaden und Zahntinkturen des Herrn Grafen oder die unzähligen Flacons der Gräfin sein!

Niemals aber war die Luft balsamischer als am Morgen des nächsten Tages — wenn man die elfte Stunde noch so nennen will. Es gehörte Heldenmuth dazu, in diese süßliche Atmosphäre hineinzutauchen, aber da kann nichts helfen, wir müssen hinein — hinein in diese farbenreiche, entzückende Unordnung, zwischen diese, mit Puderquasten, Schminktöpfen, Brillanten, Schleifen und Blumen beladenen Tischchen, diese gelbseidenen Fauteuils, auf welche man rosenfarbene seidene Federkissen, Sammetroben und Orden-

sterne geworfen hatte, wie es gerade kam. Eine niedrige Causeuse war mitten ins Zimmer geschoben — der Thron, von dem aus Gräfin Pauline die Kammerzofen regierte.

Eben lag sie, noch schläfrig blinzelnd, auf den weichen Polstern und tunkte das Biscuit in die Chokoladentasse, die vor ihr auf zierlichem Kleeblatt-Tischchen stand.

Im anstoßenden Ankleidezimmer konnte man die immer elegante, elastische Figur des Grafen in schwarzer Weste, dito Beinkleidern und leuchtend weißer Wäsche vor dem Spiegel stehen sehen, damit beschäftigt, die spärlichen Reste seines Haupthaares sorgfältig zu ordnen.

„Mein Lieber, Du würdest mich sehr verbinden, wenn Du klingeltest. Ich muß an die Toilette denken. Ich möchte wohl wissen, ob Isabelle wirklich noch schläft."

Die Dienstleute hatten alle mehr zu thun, als sie leisten konnten, und daher erwies sich das Klingeln vorläufig als nutzlos. Gräfin Pauline erhob sich, schlüpfte seufzend in ein Paar goldgestickte Pantöffelchen

und trippelte hinaus über den Korridor nach Isabellens Zimmer.

Graf Delavare hatte eben ein Büschel widerspenstiger Haare zu einer zierlichen Locke zusammengedreht und blickte überlegend auf die vor ihm ausgebreitete reichhaltige Auswahl an Bürsten, Bürstchen, Kämmen und Kämmchen, als er im Zimmer einen dumpfen Schrei, einen Fall hörte und, sich umwendend, durch die offene Thüre seine Gemahlin regungslos auf dem Teppich ausgestreckt liegen sah.

„Que diable!“ — murmelte der konsternirte Gatte — „zu geschnürt!“

Gräfin Pauline war schon oft und jedesmal mit einer gewissen Grazie in Ohnmacht gefallen, sie hätte es für einen Mangel an Gefühl gehalten, eine Trauerbotschaft oder einen Schreck anders als mit einer Ohnmacht zu feiern . . . aber so, ganz ohne Veranlassung, ganz ohne Publikum?

Graf Delavare hob sie auf, spritzte ihr Wasser ins Gesicht, rieb ihre Hände und bemerkte dabei, daß sie in der festgeballten Rechten einen Brief hielt. Als er versuchte, sich desselben zu bemächtigen, ächzte die

arme Dame und schlug mit einem Seufzer die Augen auf. Sie zitterte heftig und brach in Thränen aus. Dabei fiel der Brief zu Boden und er hob ihn auf.

„Süße Mama," stand darauf in der Handschrift ihrer Tochter, „weiter kann ich Euch nicht folgen. Du weißt, daß ich Eugen nicht liebe, nie lieben werde, denn mein Herz gehört einem Anderen. Ich ziehe Armuth und Dunkelheit einem liebeleeren Leben im Glanze vor. Sucht nicht nach mir, ich beschwöre Euch. Deine unglückliche Isabelle."

Graf Delavare stieß einen Fluch aus, der eines Fuhrmannes würdig gewesen wäre.

„Entwischt!" — murmelte er dann.

„Rudolph, ich sterbe!" — wimmerte seine Gemahlin.

„Nun, so stirb! So hat die ganze Komödie gleich ein Ende!" schrie er wüthend.

Seine laute Stimme aber brachte die Gräfin augenblicklich zur Besinnung. Fürchterlich war der Schmerz, den sie empfand, aber noch größer war die Angst vor einem Eklat.

„Sei still, ich bitte Dich ums Himmels willen,

Rudolph, hörst Du mich? Die Wände haben Ohren. Niemand, Niemand darf eine Silbe hiervon erfahren."

Graf Delavare brach in ein sardonisches Gelächter aus. Diese Vorstellung war denn doch spaßhaft.

„Da bin ich wirklich neugierig, wie Du das geheimhalten willst, meine Liebe!"

Die arme Frau rang die Hände und schluchzte laut.

„Pauline, mit wem ist diese Närrin davongelaufen?" herrschte er sie an, „Du mußt es wissen, sprich"

Sie antwortete nicht, sie schluchzte nur krampfhaft.

„Sprich Pauline. Ich will es wissen. Du und sie habt immer unter einer Decke gesteckt."

„Ich weiß nichts, nichts, nichts! Laß mich, Rudolph, ich kann kaum denken. Mein Kopf schwindelt. Denke Du nach! Besinne Dich! — Oder lasse uns einpacken und fort, fort von hier, ehe ein Mensch erwacht, so wird man glauben, wir hätten Isabelle mitgenommen. Alles, nur nicht diesen Affront, diesen heillosen Skandal, wir sind fürs Leben blamirt, vernichtet, es ist Alles, Alles aus!"

„Schwatzen hilft nichts, Madame, schweige jetzt. damit ich denken kann.“

„Was ist zu thun — was ist zu thun?“

„Vor allen Dingen Isabellens Thür abschließen, den Schlüssel abziehen, damit kein Stubenmädchen eintritt und das unberührte Bett sieht. Dann die eigenen Thüren verriegeln — Gräfin Delavare braucht heute keine Hülfe. Sie schickt drei anpochende Zofen wieder fort.

„Und nun nachdenken.

„Wie, wenn ich augenblicklich zur Baronin ginge, einen Streit provocirte — eine Scene machte — dann den Empfindlichen spielte? Aber ein Zankapfel! Ein Königreich für einen plausiblen Zankapfel, Pauline!“

„Ich muß sagen, Rudolph, ich staune!“ jammerte die Gräfin, „nach solch einem Choc auch noch einen Streit mit einer Mathilde Starff provociren? Glaubst Du wirklich, daß Du ihr gewachsen bist?“

„Thorheit! Begreifst Du nicht, daß, je weniger ich ihr gewachsen bin, desto mehr dies meinem Zweck entspricht? Also, Isabelle ist krank, ich bin mit der Baronin brouillirt — wir lassen Niemand ins Zimmer.

Heute Abend, wenn es dunkel ist, reisen wir in aller Stille, überraschend ab — nachher kann man . . . Briefe schreiben."

„Ich bin an allen Gliedern wie gelähmt. Rudolph, wie soll das werden?"

Er achtete nicht auf sie, beendete eilig seine Toilette, empfahl ihr, zuzuriegeln, und verließ das Zimmer.

Das ganze Schloß war bereits von den Logirgästen belebt, die sich theils in den Salons umhertrieben, theils in den Park wanderten. Die Baronin, so erfuhr er, sei in ihrem Arbeitszimmer.

Graf Delavare hatte dies Gemach noch nie betreten, er hätte mögen aufschreien vor Zorn und Ingrimm, als er das solide Fundament mächtiger Eisenschränke und riesenhafter Kontobücher sah, auf welches dieses Hauses Wohlstand basirte, und er ballte heimlich die Faust vor Wuth, während er in jovialem Ton sagte:

„Ich mußte Sie stören, gnädigste Frau! Meine Damen schicken mich zu Ihnen. Dies arme Täubchen, Isabelle, sieht deplorabel aus . . . geradezu unmöglich."

„Krank?" rief die Baronin bestürzt.

„Nein, nein — nicht krank!“

„Aber was hat sie denn?“

„Malheur! — Eine rothe Nase!“

„Eine rothe Nase!“ wiederholte die Baronin verwundert.

„Einen Schnupfen, Verehrteste, — einen Schnupfen sage ich Ihnen.“

„Das ist bedauerlich, aber kein Malheur!“

„Ich denke doch — denn wer will es der Eitelkeit einer jungen Schönheit verdenken, wenn sie sich weigert, ihr aus aller Form gegangenes Stumpfnäschen in der Oeffentlichkeit zu präsentiren.“

„Da kann nun nichts helfen.“

„Verzeihen Sie, meine Gnädigste!“ rief der Graf, eine bestürzte Miene annehmend. „Sie können doch nicht im Ernst meinen, daß Isabelle mit einem Schnupfen vor den Altar treten soll? Das widerspricht meinen Grundsätzen, das schlägt der Aesthetik ins Gesicht — das ist eine Geschmacklosigkeit.“

„Aber, Graf, was ist dabei zu thun?“ — fragte die Baronin mißbilligend, „heute ist ihr Hochzeitstag und damit Punktum.“

„Mein Himmel, der Hochzeitstag wird eben verschoben!“

Der leichtfertige Ton des Sprechers reizte Baronin Mathilde gewaltig.

„Um eines Schnupfens willen!“ höhnte sie. „Dieser Grund dürfte in meiner Familie und in meinem Hause kaum —“

„Pardon, Gnädigste, wenn ich unterbreche, aber daß wir uns überhaupt in Ihrem und nicht, wie sich's gebührt hätte, in meinem Hause befinden,“ sagte er jetzt in prononcirt impertinentem Ton, „ist eine Geschmacksverirrung, die meine Hochachtung vor der Meinung der Starffs etwas herabgestimmt hat.“

Frau Mathilde sah ihn mit Augen an, vor denen er sich gern in ein Mauseloch geflüchtet hätte, während er doch innerlich triumphirte.

Aber da kamen Schritte heran, die Thüre wurde hastig geöffnet — Dolores stand in derselben und, an sie gelehnt, kreideweiß, zitternd, entstellt, Eugen.

Er wollte sprechen und konnte nicht.

„Eugen, fasse Muth — es kann nicht sein!“

rief Dolores tiefaufathmend, „sonst könnte Graf Delavare nicht so ruhig aussehn!“

„Was soll wahr sein?“ fragte die Mutter mit einem entsetzten Blick auf Eugen, der, wenn ihn nicht der starke Arm der Schwester gestützt hätte, zusammengebrochen wäre.

„Isabelle — fort —“, murmelte er, „lies dies — lies laut — damit ich höre, ob ich geträumt habe oder nicht!“

Und Baronin Mathilde las mit ihrer metallenen, starken Stimme die Worte:

„Vergeben Sie mir, Eugen — ich habe sie betrogen, aber der Himmel weiß, es geschah nicht gerne. Nur gezwungen willigte ich in diese Heirath. Mein Vater trägt die Schuld. Ich habe gelitten und geschwiegen, aber meine Kraft ist erschöpft. Isabelle.“

Die Baronin sah von Einem zum Andern, als begriffe sie nicht. Es war ihr gewohnter, Gehorsam fordernder Herrscherblick, der zu fragen schien: Was soll diese Ungehörigkeit? — Schafft Ordnung in Euren Köpfen und dann redet! — Aber Graf Delavare senkte sein Haupt wie ein überführter Verbrecher und

schlich sich aus dem Zimmer . . . er hatte jetzt nur den einen Gedanken: Flucht! Schleunige Flucht!

„Sagt doch — ist es wahr?“ fragte Eugen.

„Thorheit!“ — rief seine Mutter — sie wandte sich nach dem Grafen um . . . er war fort! — Dort aber stand Dolores und sah mit ihren ernsten Augen der Mutter gerade ins Gesicht — und wie ein Blitz kam dieser die Erkenntniß der Wahrheit, die vernichtende Gewißheit, daß ihr stolzer Bau in Trümmern, und die Zukunft schwarz, leer und grausig vor ihr lag, ihr Haus beschimpft, ihr Ansehn zerstört .... durch eigene Schuld!

Ein dunkler Nebel schien vor ihren Augen zu wallen, ihre Gedanken verwirrten sich. Als sie die Schwäche überwunden hatte, fiel ihr Blick auf ihren Sohn, der in einen Sessel gesunken war und blaß, regungslos, mit brechendem Blick seinen Kopf an die Schwester lehnte, die ihn immer noch umfaßt hielt. Zwischen seinen Lippen aber drangen einzelne Blutstropfen hervor . . . und dann begann sich das Zimmer zu drehen, zu erweitern, zu wölben — die lederbezogenen Zahltische verwandelten sich in eine licht-

glänzende, reichbesetzte Hochzeitstafel, deren weißes Damasttuch silberblitzend bis zur Diele hing — das Schreibpult wurde zum Schenktisch, auf dem die zwölf riesigen Glaspokale standen — eine Menge geputzter Leute drängten sich um sie her, vor ihr aber lag ein Sterbender, ein blasser Jüngling, dessen Kleider mit Blut besprengt waren, dessen dunkles Haar feucht an der Stirne klebte, dessen feingeschnittene Züge im Todeskampf bebten. Da war sie wieder, jene schreckliche, unverkennbare Aehnlichkeit, die sie schon vor Jahren, als man ihr den langersehnten Sohn in die Arme legte, erschreckt hatte, die immer wieder aufgetaucht war und sie jedesmal mit jäher Angst erfüllt hatte, so daß sie gemeint hatte, sie müsse ein Tuch über ihn werfen, damit es Niemand sehe!

Und von Grauen erfaßt, fuhr sie auf und verließ das Zimmer. Sie konnte ihrem Schicksal nicht ins Auge sehen.

Bruder und Schwester blieben allein.

## Elftes Kapitel.

„Bessere Nachrichten aus Starffeck? Was hört man heute?“ Das war im rothen Hause jetzt die tägliche Frage. Die Bäume waren schon entblättert und ein rauher Wind fuhr krachend und prasselnd durch das Geäst der alten wipfeldürren Eiche im Garten, ja hin und wieder kamen schon Schneeflocken daher gefegt, aber kein Wetter konnte Eugenie abhalten, im leichten dunklen Kleidchen bis ans Hofthor zu laufen, wenn sie dort Jemand erblickte, der etwas wissen konnte.

Wochenlang hatten die Nachrichten sehr schlecht gelautet. Eugen Starff war schwer krank gewesen. Die Aerzte stritten sich darum, ob es eine Lungenkrankheit sei, oder ein rapide entwickelter, längst vorhandener Herzfehler, oder ein Nervenleiden, oder eine

Gehirnerschütterung. Genug er schwebte zwischen Tod und Leben und man sah mit Bangen dem täglich abgesandten Boten entgegen. Dann lauteten die Nachrichten viel besser, die Macht des Fiebers war gebrochen, er war nur noch sehr matt. Dolores, die ihn die ganze Zeit gepflegt hatte — er litt Niemand anders um sich — brauchte die langen Stunden, wenn sie seinen Schlummer bewachte, dazu, um in alle Himmelsgegenden Nachricht zu geben. Auch nach Altenkloster kam häufig ein Zettel von ihrer Hand, und oft schon war die Majorin Starff dann hingefahren und hatte eine Stunde im Krankenzimmer gesessen.

Wenn sie dann nach Hause kam, war ihr Zimmer bald gefüllt mit theilnehmenden Freundinnen aus dem Stift, die weniger nach dem Befinden des jungen Majoratsherrn, als nach dem „wirklichen" Hergang jener Katastrophe am Hochzeitsmorgen fragten. Denn jene Sache blieb in ein mysteriöses Dunkel gehüllt. Gewiß war nur, daß die Trauung nicht stattgefunden hatte, daß Schloß Starffeck an diesem Tage der Schauplatz einer babylonischen Verwirrung und wüster

Scenen gewesen und daß endlich die gesammte Verwandtschaft wuthschnaubend auseinander gefahren war. Seitdem aber hatten die Doktoren nicht aufgehört, im Schlosse aus und einzugehen, und man wollte wissen, Baronin Mathilde habe vor der berühmtesten medicinischen Größe auf den Knieen gelegen, ihn beschwörend, ihr den Sohn zu retten.

Und doch, mit dieser Verzweiflung im Herzen, war sie fast nie im Krankenzimmer zu treffen. Es war ihr eine unsägliche Erleichterung, daß Dolores die Krankenpflege übernahm, daß sie selbst nicht zugegen war in jenen kritischen Momenten, da Tod und Leben an einem Athemzuge hing und die Aerzte in tiefem Schweigen, jeden Pulsschlag wägend, um ihn standen. Sie hätte hierüber den Verstand verloren, denn sie wollte es noch nicht glauben, daß das Strafgericht sich nahe, langsam, langsam, aber unerbittlich.

Sie sollte unterliegen? Sie, die bisher ihr Schicksal mit kraftvoller Hand selbst geformt hatte? Nein unmöglich. Sie wird schließlich noch triumphiren.

Und sie triumphirte.

„Eugen fehlt eigentlich nichts mehr, als eine

große, lähmende Müdigkeit," lautete das letzte Bulletin, welches Dolores durch einen Boten nach Altenkloster sandte, „wie er aussieht, kann ich nicht beurtheilen, da ich ihn stündlich gesehen habe. Heute hat er zum ersten Male wieder geschrieben, einen langen, langen Brief an Dosy. Die arme Dosy! Sie wollte herkommen, aber Mama wünscht es nicht. Trägt sie doch jenen Namen! Eugen läßt Dich grüßen, liebe Tante. Er läßt auch Eugenie grüßen und fragen, ob sie nicht einmal herkommen will. Ihr könnt Beide unbesorgt herkommen. Er ist durchaus nicht aufgeregt, er spricht sehr ruhig über Alles, was vorgefallen ist."

„Darf ich, Großmama?" fragte Eugenie rasch, „o, ich würde so gern!"

„Ich denke, wir fahren heute Nachmittag hin."

Eugenie ging an ihr Fenster, wo ein Rosenstock und einige andere Blumen in vollem Flor standen. Sie schnitt die schönsten Blüthen ab und band sie sorgfältig zusammen.

Am Nachmittag fuhren sie nach Starffeck und sie ging sehr langsam die breiten Steinstufen hinauf.

Wie still war hier jetzt Alles. Die Bäume entblättert, die Rasenplätze ihres Schmuckes beraubt, die frohen Stimmen alle verklungen. — Sie gingen in die Vorhalle und von dort in den Salon. Johann schritt mit ernster Miene vor ihnen her. Die Baronin sei nicht zu sprechen, sagte er, aber Baronesse Dolores lasse sehr bitten!" — Damit öffnete er die Thüre und Dolores stand vor ihnen. Sie begrüßte sie sehr erfreut, nahm der Tante Hut und Mantel ab und mußte dabei auf viele Fragen antworten. Eugenie ging langsam weiter. Sie war wie im Traum, seit sie dies Haus wieder betreten, mit eigenen Augen sehen mußte, wie all das leuchtende Glück zerstört war — für immer.

Jemand stand vor dem brennenden Kamin und schien sich die Hände zu wärmen. Jetzt drehte er sich um und kam auf sie zu — und dieser blasse, gebeugte Mann, dessen Augen tief, tief in ihren Höhlen lagen, dessen Schritt müde, dessen Stimme kraftlos war, sollte jener jugendlich schöne, elegante Prinz sein, der ihr an jenem Abend wie die Verkörperung allen Glückes erscheinen, der an der Seite seiner

Braut, dieser Welt entrückt, in einer anderen Sphäre zu leben schien?

„Meine liebe kleine Cousine," sagte er, ihre Hand festhaltend, „es ist lieb und gut von Ihnen, gleich zu kommen! Wissen Sie, daß ich sehr, sehr den Wunsch hatte, Sie zu sehen? Nun blicken Sie mich nicht so erschrocken an. . . . . Sehe ich so fürchterlich, oder so krank aus?"

Eugenie kämpfte gewaltsam ihre Thränen nieder — sein Anblick brachte sie um alle Fassung.

„Ich habe Ihnen diese Blumen gebracht . . . ich — ich hoffte, es ginge Ihnen besser."

„O, die Aerzte sind sehr zufrieden! Kommen Sie, Eugenie, setzen Sie sich hierher — so gerade vor das Feuer. Es thut wohl, nicht wahr? Und jetzt" — er wandte sich zur Thüre und blickte ins Nebenzimmer. Dort saßen Dolores und die Tante in tiefem, flüsternd geführtem Gespräch. Er kam zum Kamin zurück, schob sich einen Fauteuil dicht neben den Eugeniens, setzte sich und nahm jetzt erst die Blumen aus ihrer Hand.

„Ich danke Ihnen, Eugenie — aber ich möchte noch mehr von Ihnen.“

„Und was?“

„Ich möchte von Ihnen das „Du“ haben, Eugenie . . . ich bat Sie schon einmal im Scherz darum, heute im Ernst. Wollen Sie?“

Ihr zartes Gesichtchen wandte sich ihm zu, sie sah ihn ängstlich an. . . .

„Aber das geht nicht“ — murmelte sie endlich — „Sie — Sie . . . o es ist unmöglich! Sie sind so — so vornehm, so fremd — so —“

„Eben weil ich Ihnen nicht länger fremd sein möchte. Sie können die fremden Leute nicht leiden — Sie ruhen nicht eher, bis Sie mit jedem vertraut sind. Weshalb soll ich eine Ausnahme bilden? . . . Sie werden bald meine nächste Verwandte sein — bald sage ich — und doch, wer weiß, ob ich dann noch . . . da bin?“

„Wo wollen Sie sie hin?“ fragte sie ängstlich. Er sah sie mit einem seltsamen Lächeln an und von Neuem schossen ihr die Thränen in die Augen.

„Das können Sie nicht meinen — Sie werden ja gesund.“

Er antwortete nicht hierauf, sondern strich mit seiner weißen schmächtigen Hand an der Lehne des Sessels herab.

„Sie haben mir die erste Bitte abgeschlagen,“ sagte er endlich, „ich bleibe Ihnen ein Fremder. Wie soll ich nun Muth zur zweiten finden? Und ich hätte so sehr gewünscht, recht bekannt, recht vertraut mit Ihnen zu werden — der künftigen kleinen Herrin von Starffeck.“

Sie starrte ihn an. Nicht die entfernteste Ahnung dessen, was er meinen konnte, dämmerte in ihr auf.

„Ich weiß, daß es für Sie und Herbert eher ein Schmerz, als eine Freude sein wird,“ fuhr er fort, „aber wir müssen alle Möglichkeiten in Erwägung ziehen. Und hieran knüpft sich nun meine zweite Bitte: wenn das einmal so kommen sollte, daß Sie hier einziehen, als Hausfrau und Herrin“ — er lächelte unwillkürlich, als er die kindliche Gestalt betrachtete, „dann, Eugenie, seien Sie gut gegen Dolores. Ich weiß wohl, sie hat kein Recht, dann hier zu

bleiben, so wenig wie meine Mutter, die dann sicherlich weit fortziehen und durch nichts dazu zu bewegen sein wird, je wieder her zu kommen. Aber Dolores würde sich erbitten lassen, sie würde gern in Starffeck eine Heimat haben und verwandte Herzen. Sehen Sie nun, Kleine, wenn Sie in mir Ihren Vetter sehen wollten oder Ihren Bruder, wenn Sie uns Beide, Dolores und mich, liebgewinnen könnten und sich ganz heimisch, ganz vertraut mit uns fühlten, dann wäre das alles so natürlich und ich brauchte nur zu sagen: Eugenie, Du wirst Dolores lieb behalten, Du wirst nicht vergessen, daß sie sehr einsam ist — nicht wahr?"

Sie hatte jetzt begriffen. Sie war so blaß geworden, wie eine Lilie, aber sie weinte nicht, sie lamentirte nicht, sie sah ihn nur unbeweglich an und sagte angstvoll, als sähe sie noch eine einzige Rettung aus diesem fürchterlichen Dilemma: „Ich weiß aber, was ich thue! Ich weiß, was ich thue!"

„Und was wollen Sie thun?"

„Ich werde den lieben Gott so lange bitten, bis er mich erhört und Sie gesund macht! — Ach, ich

bin so verwirrt . . . aber das weiß ich, er wird mich erhören, wenn ich so sehr, sehr bitte!"

Wieder entstand eine Pause, während welcher sie in das flackernde Feuer blickten. Dann sagte er sanft:

„Ist das Ihre ganze Antwort? — Wieder ein Nein auf meine Bitte?"

„Ich will Alles — Alles — Alles thun, was Sie bitten," stammelte sie, „aber Sie dürfen nur nicht — sterben."

„Eugenie, mir ist manchmal zu Muth, als wäre ich schon gestorben . . . so, Abends, wenn ich allein bin und es ist ringsum sehr dunkel und ich höre nichts, sehe nichts, fühle mich selbst nicht mehr. Der Tod ist nicht so schrecklich, Eugenie, er ist manchmal eine Wohlthat. Ein langes, dunkles Leben ist gewiß bitterer. Ich würde versuchen, es tapfer zu durchleben, wenn es meine Pflicht wäre, ich würde danach streben, zu arbeiten und Alles, was ich bisher versäumte, einzuholen . . . aber wenn Gott dies nicht von mir verlangte, wäre ich dankbarer. Weinen Sie nicht so, Liebling . . . das macht ihre hübschen, hellen

Augen krank, die Herberts Sterne sind und ihm noch lange leuchten sollen!"

„Ich will fort von hier — weit fort und nie wiederkommen!" rief sie heftig.

„Und ich wollte grade jetzt sagen, daß ich es mir sehr angenehm dachte, täglich den Ponywagen nach Altenkloster zu schicken, um täglich ein Stündchen mit Ihnen plaudern zu können . . . bis wir ganz ruhig und ohne Thränen von all' diesen Dingen reden können, bis Sie Dolores lieb gewinnen! Wo haben Sie denn Ihr Taschentuch?" unterbrach er sich, mit seinem alten, humoristischen Lächeln, „nirgends zu finden und eine Ueberfülle von Thränen! — Herbert würde sie Ihnen poetischer Weise fortküssen, — ich darf nicht nehmen, was ihm gehört, und muß es schon wieder so machen" — und er zog sein Taschentuch, wischte ihr die Thränen ab und steckte das Tuch wieder ein, gerade als seine Tante und Dolores ins Zimmer kamen und sich ebenfalls um das Kaminfeuer setzten. Der Feuerschein verlieh seinem Gesicht einen Schimmer von Gesundheit, der sogar die Majorin täuschte. Man sprach über die verschiedensten

Dinge, auch Eugeniens, zum Mai des nächsten Jahres festgesetzte Hochzeit wurde besprochen, ein Brief von Herbert, der ausführliche Berichte über seine Bauten enthielt, wurde vorgelesen. Eugen wurde heiter und lebhaft. Er nahm an Allem so großen Antheil, daß man hätte meinen sollen, er sei gesund und voll Lebenshoffnung.

Mitten im Gespräch trat plötzlich die Baronin ein . . . zum ersten Male, seit jenem Abend vor der Hochzeit, sah Eugenie die stolze Frau mit dem römischen Antlitz wieder — ihr Haar war zwar ergraut, ihre Augen hatten einen unstäten Blick, ihr ganzes Wesen war fieberhaft aufgeregt, aber immer noch hatte die Erscheinung eine imponirende Gewalt, stand sie da, hoch, groß, wie eine regierende Herrscherin! Eugenie kam ein seltsamer Gedanke: Wie wird das wohl möglich sein, daß sie — armes Kind! — jemals eine solche Frau aus ihrer Stellung drängt? Lächerlicher Gedanke! Es ist ja unmöglich, sagte sie sich, und dieser Gedanke war so beruhigend.

„Ach — Ihr seid hier?“ fragte die Baronin rasch, „es ging ja recht heiter zu, als ich eintrat.

Recht so! — Nun, wie findest Du ihn, Wilhelmine? Brillant, nicht? Natürlich. Wir sind über alle Berge, denke ich. Ein Winter im Süden wird das Uebrige thun."

„Davon hast Du mir ja noch nichts gesagt, Mama," bemerkte Eugen.

„Da lies den Brief des Medizinalrathes," sagte seine Mutter, „der Mann hat vollkommen Recht. Du darfst hier nicht einschneien. Außerdem ist Unterhaltung und Abwechslung bei Nervenleiden die beste Medizin. So wie ich alle Geschäfte geordnet habe, so daß ich Starffeck verlassen kann, reisen wir."

„Ich bin am liebsten hier," sagte Eugen leise.

„Ja, das vermuthe ich, weil Du hier Deinen hypochondrischen Träumen nachhängen kannst."

Sie setzte sich in einen Sessel und fuhr fort, in überstürzender Hast ihre Pläne für den Winter zu entwickeln. Einmal ruhten dabei die schwarzen Augen auf Eugenie, die sich unwillkürlich etwas ängstlich von ihr abgewandt hatte und sich nach Eugen hinwandte, der auf ihrer andern Seite saß. Sie hatte das junge Mädchen bisher kaum bemerkt — jetzt stockte sie, ver-

gaß, was sie sagen wollte, gerieth in Verwirrung. Ein Schmerz, scharf und rasch, wie ein Messerstich, körperlich fühlbar, war durch ihr Herz gefahren. Wie anders hätte Alles kommen können, wenn sie ihn, als sein Herz noch frei war, nicht wie einen Gefangenen überwacht hätte, so daß die leise, ihm selbst noch unbewußte Zuneigung erkaltete und starb, noch ehe er ihr einen Namen zu geben verstand.

Jetzt war es zu spät. Der tödtliche Pfeil saß ihm im Lebensmark, die glänzenden Blüthen lagen, vom Mehlthau verderbt, am Boden — solch eine Liebe, wie sie sein Herz erfüllt hatte, läßt dieses entweder leer und ausgebrannt zurück, oder sie überdauert Schmerz, Verzweiflung, Verrath und lebt weiter, bis dies Herz im Tode bricht.

Baronin Mathilde erhob sich plötzlich und verließ das Zimmer so hastig, wie sie gekommen.

„Thorheit!“ sagte sie, in ihrem Zimmer ruhelos auf und niedergehend, „poetischer Firlefanz und weiter nichts! Weshalb soll er nicht zum zweiten Mal lieben? Niemals ist ein Herz so trostbedürftig und so bereit, sich trösten zu lassen, als nach einer Enttäuschung.

Sowie er wieder hergestellt ist — ja — ja" — sie blieb stehen und starrte aus dem Fenster in die dunklen, ballenden Wolken, die so drohend am Himmel standen, die sichersten Vorboten des Winters.

Wie der Kapitän eines gestrandeten Schiffes die Trümmer desselben zu sammeln trachtet, so hatte auch sie sich doch wieder ein kleines Rettungsboot zusammengefügt, in welchem sie festen Fuß faßte und sich umblickte.

Weshalb soll denn Alles unwiderruflich verloren sein?

Und der böse Gedanke, der ihr durch den Sinn gefahren war, als sie den warmen Blick bemerkte, mit welchem Eugen auf das schüchterne Kind hinabgesehen, der kehrte wieder und immer wieder — und pochte an: „Lasse sie, sie wissen Beide nichts, und es wird über sie kommen, weil sie so sicher sind! und im rechten Augenblick wird meine Hand doch wohl noch die Kraft haben, die Schranke niederzureißen, die zwischen ihnen steht.

Solche Gedanken aber sind wie eine mit achtloser Hand ausgestreute Saat. Zuerst trägt der Wind sie

hin und her, bis sie doch einmal Wurzel schlagen und anhaften, und zuletzt sind sie unausrottbar geworden.

Baronin Mathilde trat vom Fenster zurück und ging wieder in den Salon, wo sich die Majorin und Eugenie eben verabschiedeten.

„Du weißt doch, liebes Kind," sagte sie, als Eugenie ihr zaghaft die Hand küßte, „daß Du als künftiges Glied unserer Familie auch einige Verpflichtungen gegen einen kranken Vetter hast. Eugen langweilt sich sehr und würde sich über Deine Besuche freuen."

Eugenie stammelte erröthend einige Worte und sah die „Großmama" an. Diese konnte beim besten Willen nichts dagegen einwenden.

Als sie fort waren und auch seine Mutter sich wieder zurückgezogen hatte, sah er sich nach Dolores um.

„Komm her," sagte er, „und sage mir die Wahrheit!"

Sie setzte sich neben ihn und sah ihn besorgt an.

„Es ist nichts zu sagen, Eugen."

„Aber ich weiß, daß Dagobert geschrieben hat."

„Ja, aber er hat sie bis jetzt vergebens gesucht.

Sie sind wie von der Erde verschollen. Wie soll er sie auch finden!"

Eugen richtete sich auf, seine Muskeln spannten sich, seine Augen leuchteten. „O, nur Kraft, nur Kraft! Stahl in diesen armseligen Körper, der mich bei jeder Anstrengung im Stich läßt, so wollte ich sie schon finden, und sei es am Ende der Welt!"

„Und, wenn Du sie gefunden, Eugen! Ueberlasse dies Rächeramt dem Bruder. Ihm kommt es zu."

„Ich will nicht rächen, nur retten," versetzte er „nicht ihn, sie suche ich, und wenn ich sie gefunden, arm, verlassen, hungernd und elend, denn so endet solch ein Weg immer — dann werde ich ihr sagen, daß meine Liebe stärker ist, als Alles das, und werde sie trösten und, wenn sie verzweifelt, stützen! — O, Dolores, ich könnte ja still und ergeben sein, wenn dies eine Schreckbild nicht wäre: ihr Elend, ihre Verlassenheit! — wer weiß denn, wo sie eben hungernd und frierend weilt, weil er ein Schuft war, der sie ihrem Schicksal überließ? Wenn Nachts der Sturm heult und die Eiskörner schlagen an die Fenster und ich liege da und denke mir, sie könnte jetzt draußen

sein, dem Unwetter preisgegeben, dann ergreift mich eine Seelenangst, die mich foltert. Sage mir nicht: Sie verdient nichts Anderes! — Das ist wahr — und doch ich kann es ja nicht ändern. Der Gedanke ist so schwer ... mein armes, armes Herz! Dolores wenn Du ihr jemals begegnen solltest — einst, wenn ich nicht mehr bin — und Du findest sie einsam, krank und verachtet, dann sei ihr keine harte Richterin. Denke daran, daß sie mir einst Alles, Alles war, — daß die Liebe zu ihr in mir lebte bis zum Tode. Denke daran, daß sie gezwungen wurde, daß sie mich unter Thränen anflehte, ihre Hand nicht zu begehren und mir schon damals sagte, wie sehr sie gequält werde. Anstatt sie zu beglücken, habe ich sie ins Verderben geführt ... war ich ihr ärgster Peiniger!"

## Zwölftes Kapitel.

In Madame Verny's Pension, einer schön gelegenen Villa am Genfer See, fehlte es niemals an Besuchern. Das Haus, mit einem wohlgepflegten Garten davor, hatte eine besonders günstige Lage, war vor scharfen Winden geschützt und gewährte aus allen Fenstern die schönste Aussicht. Den ganzen Winter schien die Sonne mit besonderer Ausdauer auf dies Stückchen Erde herab, weckte im Garten Frühlingsblumen und im Herzen der Bewohner Lebensfreude und Hoffnung. Es herrschte überhaupt immer ein reges Leben im Hause, denn Madame Verny, eine unternehmungslustige Frau, sorgte dafür, daß ihre Gäste sich gut unterhielten. Die zur gemeinschaftlichen Benutzung bestimmten Räume waren sehr komfortabel eingerichtet und reihten sich bequem

an einander. Aus dem Eßsaal, in welchem eine gute table d'hôte täglich alle Hausbewohner zusammenführte, trat man in einen großen Salon, mit hohen Glasthüren, durch welche man auf eine Terrasse sah. An den Salon stieß ein Billardzimmer. Madame verstand es, unter ihren Gästen Talente ausfindig zu machen und zum Besten der Allgemeinheit zu verwerthen. Was war nicht im Laufe dieses Winters in dieser lebenslustigsten aller Pensionen getanzt, gesungen und gespielt worden! Welche genußreiche Abende hatte nicht ein gelehrter deutscher Professor der Gesellschaft durch den meisterhaften Vortrag Shakespearescher und Schillerscher Schauspiele bereitet. Welch unübertreffliche mimische Begabung hatten nicht zwei junge Französinnen und ein preußischer Offizier bei der Aufführung kleiner Lustspiele entwickelt! Welch' eine Stimme hatte die schöne polnische Gräfin Luscha, und wer war erfindungsreicher, wenn es galt, geistschärfende Gesellschaftsspiele in Umlauf zu bringen, als die heitere, alte Geheimräthin aus Berlin, welche gerne ihr Licht als „starker Geist" leuchten ließ.

Eine babylonische Sprachenverwirrung hatte zeit-

weilig hier geherrscht — englisch, französisch, deutsch und russisch hatte an der table d'hôte durcheinander geklungen. Schweden und Italiener, Engländer und Polen waren Tischnachbarn gewesen. Sie waren gekommen und gegangen. Eine Ebbe trat freilich niemals ein, dazu war die Eremitage, wie das Haus seltsamer Weise hieß, zu bekannt und zu gesucht.

An einem sonnigen Märztage kam in dieser Pension ein einzelner, recht vornehm aussehender Herr an. Madame Verny empfing ihn mit ausgesuchter Höflichkeit, geleitete ihn selbst in sein Zimmer und sagte dann zu einigen Damen, die neugierig fragten, wer das sei, sie hoffe da eine gute Acquisition gemacht zu haben. Der Herr habe ein Cello mitgebracht.

Bei der table d'hôte erschien er etwas später als die Andern, grüßte leicht, ließ seine Blicke mit heiterer Unbefangenheit über die Tafel schweifen und ging auf den ihm zugewiesenen Platz. Er war eine vornehme Erscheinung eine schöne Vereinigung von militärischer Knappheit und lässiger Ruhe, sein Gesicht war schmal und sehr blaß, das dunkle Haar lockte sich leicht, die schwarzen, langgeschnittenen Augen

waren von sehr langen, dunklen Wimpern umfranst, was ihnen einen sanften Ausdruck verlieh. Als er sich setzte, wandte er sich sowohl zu seinen Nachbarinnen als den ihm gegenübersitzenden Personen und sagte lächelnd:

„Madame Verny hat mich auf den patriarchalischen Charakter ihres Etablissements aufmerksam gemacht, daher erlaube ich mir, mich gleich vorzustellen. Mein Name ist Alfons, Graf Brunau."

Seine Nachbarn, namentlich die hübsche Gräfin Luscha, schienen sehr zufrieden mit dieser Eröffnung — aber die Dame ihm gegenüber, eine große, vornehm gekleidete Frau, sah ihn nur starr an und deutete durch nichts an, daß sie seine Worte verstanden habe. Ihr Gesicht war ganz fahl. Er glaubte zuerst, dies sei die natürliche Farbe desselben, aber als es dann wieder Kolorit gewann und sie die durchdringenden Augen von ihm wandte, begriff er, daß sie über sein Erscheinen betroffen gewesen war.

Komtesse Luscha Karaskowski, die zwanzigjährige Wittwe eines neunzigjährigen Generals, wußte bald Alles, was ihre Neugierde zu wissen begehrte: Graf

Brunau war vor allen Dingen unvermählt, er war älter, als er aussah. Man hätte ihn für vierundzwanzig halten können, aber er hatte die Dreißig schon überschritten. Er hatte als blutjunger Lieutenant den deutsch-französischen Krieg mitgemacht und war, durch die Brust geschossen, für todt liegen geblieben. Aber die Wunde war geheilt, er war hergestellt und hatte nur seitdem eine Lungenschwäche behalten, die ihn jetzt zwang, rauhe Winter im Süden zu verbringen, da er in den ersten Jahren keine Rücksicht darauf genommen hatte. Er war musikalisch, er spielte Croquet, er hätte gern getanzt, wenn er gedurft hätte — und dabei hatte er so etwas Freundliches im Blick, solch ein humoristisches Lächeln, wenn ihn etwas erheiterte . . .

„Diese Err ist charmant!" sagte nachher Gräfin Luscha zur Geheimräthin, die kein Französisch verstand.

Während er sprach, erzählte, anhörte, sich willig dem Strom der Unterhaltung hingab, mußte er doch immer von Zeit zu Zeit seine vis-à-vis ansehen. Die stolze Dame sprach während des ganzen Mittags kein Wort. Neben ihr saß ein junger Mann mit schlanken,

abgemagerten Händen und sehr glänzenden Augen. Man hätte ihn für sehr gesund halten können, so blühend sah er aus, aber dies helle Roth auf seinen Wangen war scharf abgezirkelt und der Ausdruck seiner Augen wunderbar überirdisch. Er aß fast gar nicht und sprach sehr viel aber leise mit einer neben ihm sitzenden jungen Dame, deren schwarzes Haar in reicher Fülle glänzte und schimmerte. Alle Drei sahen ernst aus und unterschieden sich hierin von den Uebrigen, die, mochten sie oben in ihren Zimmern schmollen, streiten oder lamentiren, doch unfehlbar jene verbindliche Miene herunter brachten, die in der Gesellschaft beliebt macht.

„Da Du heute gar keinen Appetit hast," sagte die große Dame endlich zu dem jungen Manne, „so können wir wohl hinaufgehen."

„Wie Du wünschest," versetzte er und erhob sich, Das that auch die jüngere Dame. Sie verließen den Eßsaal, noch ehe der dampfende Pudding die Runde machte.

„Wer sind sie?" fragte Graf Brunau leise.

„Eine Baronin Starff aus Deutschland mit Sohn und Tochter.“

„Starff? Starff?“ Er griff sich an die Stirn. „Ich muß den Namen schon gehört haben — es ist so eine Kindererinnerung von mir. Wie krank er aussieht!“

„Der Arme — ja natürlich! Und seine Mutter will es nicht wahr haben! Sie müßten längst in Algier sein, wenn er auf Besserung hoffen soll.“

„Sind sie schon lange hier?“

„Sie kamen vor einigen Wochen aus Riva, wo sie den Dezember und Januar verbracht haben. Die Schwester lebt nur für den Bruder, den sie sehr sorgsam hütet, während die Mutter ihn bei jeder Gelegenheit auffordert, sich an Vergnügungen, Spielen, Bergpartien und Ritten zu betheiligen, um seine Nerven aufzufrischen. Es wundert mich, daß sie sich heute so früh zurückgezogen haben. Es soll heute Nachmittag stark musizirt werden und dabei fehlen sie eigentlich nie.“

Die unternehmungslustige Geheimräthin war es, die dem Neuangekommenen diese Mittheilungen machte.

Gräfin Luscha auf seiner anderen Seite war ganz still und wiegte nur das Köpfchen hin und her.

„Baronesse Dolores gilt hier für eine große Schönheit. Finden Sie das auch?“ fragte sie endlich.

„Ich weiß es nicht recht. Mir erschien sie mehr interessant als schön — aber außerordentlich anziehend sieht ihr Bruder aus.“

„Ich finde, er sieht Ihnen ähnlich, Graf.“

„Mir? Das kann ich doch nicht glauben.“

„Dasselbe dachte ich nämlich auch!“ rief die Geheimräthin.

Sympathie ist selten einseitig.

Baron Eugen hatte sich kaum oben auf dem Divan ausgestreckt und den Kopf müde zurückgelehnt, als er sagte:

„Dolores, bemerktest Du den Fremden, uns grade gegenüber? Er sieht angenehm aus.“

„Gewiß,“ versetzte sie, eine Decke über seine Füße breitend, „Du aber siehst sehr müde aus.“

„Nur etwas angegriffen. Ich wünschte, Mama erließe es mir, an der table d'hôte zu erscheinen“ — er hielt die geschäftige Hand fest und zog sie an sich,

lächelte und seufzte: „ich danke Gott, daß ich Dich da habe, Dolores!“

Ihre Thränen bekämpfend, wandte sie sich ab und trat ins Fenster, sah hinaus auf die ferne, sonnenbeleuchtete Alpenkette mit ihren himmelstürmenden, glänzenden Zacken und Spitzen, sah hinaus auf den tiefblauen See und die Ufer, an denen der junge Frühling bereits geschäftig war, die ersten grünen und bunten Pinselstriche anzulegen — saftige Wiesenabhänge, an denen Primeln, Crocus und Veilchen wie zartfarbige Muster prangten . . . und die Thränen, die dieser Anblick trocknen sollte, strömten heftiger.

Was wurde aus ihr, wenn sie ihn verlor? In ihrem Herzen hatte jetzt kein anderer Gedanke und kein anderes Bild Platz neben dem Bruder — er war ihr Ein und Alles geworden. Nicht plötzlich, sondern von Tag zu Tag wachsend, war diese Liebe, in ihr zur Herrschaft gelangt, Opfer und Sorgen, Mühen und Schmerzen nährten die Flamme, welche ihr ganzes Wesen geläutert hatte. Sie verließ ihn nie. Seit Wochen gönnte sie sich selbst kaum die nothwendige

Ruhe. Hustete er oder nannte leise ihren Namen, so stand sie schon neben ihm.

Baronin Mathilde hatte anfangs erklärt, wenn Eugen darauf bestehe, daß Dolores mitginge, so würde die ganze Reise unterbleiben. Als sie aber dann sah, wie erfreut er über diese Aussicht war, erwachte der Geist des Widerspruchs, und sie reisten doch. Jetzt war sie längst ausgesöhnt mit dem Arrangement. Dolores hatte sich als die beste Pflegerin bewährt, Eugen war immer heiter und sie brauchte sich um ihn nicht zu kümmern, d. h. sie brauchte ihn nicht husten zu hören, sie brauchte nicht Zeuge seiner schlaflosen Nächte, seiner Ohnmachten, seiner Athembeschwerden, seiner Stunden tödtlicher Erschöpfung zu sein, denn das Alles hätte sie umgebracht. Ihre beiden Zimmer lagen auf der andern Seite des Korridors. Hier saß sie an einem Schreibtisch im Fenster, wie sie daheim in ihrem Arbeitszimmer zu sitzen pflegte, schrieb, las und rechnete, empfing viele Briefe und sandte hoffnungsvoll lautende Bulletins an alle Verwandte. Diese zu schreiben, gewährte ihr eine große, innere

Befriedigung und sie duldete es nicht, daß Dolores ihr behülflich war.

Sie, die früher kaum von ihres Sohnes Seite gewichen war, das geringste Symptom eines keimenden Unwohlseins mit übertriebener Besorgniß beobachtend, sie sah ihn jetzt oft erst, wenn die Glocke zur table d'hôte läutete, und fragte ihn nie nach seinem Befinden. Seine blühenden Farben, seine Heiterkeit genügten ihr. Anfangs hatte er nie versäumt, ihr den Arm zu reichen, um sie hinabzuführen, aber seit sie fühlte, daß er weit eher ihrer Stütze bedurfte, als daß er selbst stützen konnte, trat sie ihr Recht an Dolores ab. Die Eifersucht nagte an ihrem Herzen, wenn sie sah, wie unentbehrlich ihm die Schwester geworden — aber stärker, als die Eifersucht, war das Entsetzen, die wilde Angst vor der Wahrheit.

Nur eilig und flüchtig pflegte sie in Eugens Zimmer zu kommen, um ihm neue Vorschläge betreffs seines Amusements zu machen.

„Eugen, wir sollten unten nicht fehlen. Es wird musizirt und dann getanzt. Eugen, ich habe Pferde

bestellt, ein Theil der Gesellschaft unternimmt eine Bergpartie zu Pferde."

Das waren gewöhnlich die Worte, mit denen sie eintrat. Heute lautete ihre Anrede sonderbarer Weise umgekehrt:

„Eugen, Du scheinst etwas angegriffen zu sein und wirst wohl vorziehen, den Nachmittag oben zu verbringen."

„Und gerade heute," versetzte er mit gutem Humor, „hätte ich Lust, in die Salons hinunterzugehen!"

„Weshalb?" fragte sie scharf.

„Weil mich dieser neue Ankömmling interessirt."

„Dieser Graf Dingsda?" fragte sie mit harter Stimme, „ich sehe nichts Interessantes an ihm! Sei vorsichtig mit Bekanntschaften, Eugen. Unser Kreis ist ja groß genug."

„Es giebt Erscheinungen, die sich von selbst empfehlen. Wie heißt er? Brunau? Den Namen habe ich schon gehört."

Baronin Mathilde hatte in einem Lehnstuhl Platz genommen und fächelte sich Kühlung zu — ihre mit dem Alter stark zunehmende Korpulenz mochte das

nöthig machen. Dabei sah sie ganz starr vor sich auf den Boden, in welchen sich ihre stechend schwarzen Augen einzugraben schienen. Ein heftiger Hustenanfall Eugens riß sie aus dieser Versunkenheit. Sie sah ihn verstört an.

„Eugen," begann sie endlich hastig, „lasse diesen unangenehmen Katarrh nicht so hingehen. Iß Malzbonbons oder trinke Selterswasser mit Milch — kurz, befreie Dich davon! — Die Luft hier scheint Dir nicht zu bekommen. Was meinst Du dazu, wenn wir abreisten? Meran liegt bei weitem milder."

„Ich befinde mich hier so wohl, wie nur möglich. Die Luft ist köstlich, die Gegend schön — ich war so froh, Ruhe gefunden zu haben."

„Ruhe! . . . Davon mögen Greise reden, aber nicht junge Leute von Deinem Alter!"

Wieder versank sie in Gedanken. Eugen betrachtete sie und in seine Augen stiegen Thränen. Er legte seine Hand auf die ihre und sagte sanft:

„Meine arme Mutter!"

„Arm?" — fuhr sie auf, „weshalb nennst Du mich so? — Ich bin nicht arm. Was soll dieser

sentimentale Seufzer?" — Höre mich an, Eugen. Ich habe mir für Dich — für uns Alle etwas ausgedacht, was recht angenehm zu werden verspricht .... Wir verlassen Lausanne und reisen nach Meran und dorthin kommt dann auch die Cousine Wilhelmine mit ihrer Pflegetochter . . ."

„Mit Eugenie?" — rief Eugen staunend, „was bringt Dich auf diese wunderbare Idee? Was sollen die Beiden in Meran?"

„Ich denke, es soll Eugenie gut thun. Sie ist, wie mir Prostinger kürzlich schrieb, in diesem Winter häufig krank gewesen, ist blaß geworden, hat ihre Heiterkeit verloren" — und die Baronin fixirte ihren Sohn scharf, während sie das sagte.

„Arme Kleine," bemerkte er mitleidig und drehte eine Blume zwischen den Fingern, „sie würde schon wieder heiter werden, wenn sie öfter einen Brief von Herbert bekäme. Er vernachlässigt sie."

„So? Hast Du das bemerkt?"

„Gewiß und es thut mir sehr leid. Ein so anschmiegendes, liebevolles Gemüth bedarf der Gegenliebe und des Verständnisses."

Die Mutter lächelte ein wenig.

„Ich denke doch, eine Zerstreuung soll ihr gut thun, und ich lasse sie nach München kommen — es müßte Dir denn unangenehm sein.“

„Mir? — Für mich wäre es doch nur eine Freude.“

„Gut,“ sagte die Baronin, indem sie sich erhob, „so werden wir abreisen. Ich gehe jetzt in mein Zimmer, wo ich zu schreiben habe. Wollt Ihr zur Gesellschaft hinunter gehen, so thut es.“

Damit verließ sie das Zimmer.

Von diesem Tage an sah man die Geschwister häufig mit dem Grafen Brunau verkehren, und dies hatte zur Folge, daß die Baronin sich fast ganz zurückzog. Sie hatte eine Antipathie gegen „diesen Menschen,“ vor seinem unbefangenen, offenen Blick gerieth sie in Verwirrung, wenn sie seine Stimme hörte, zuckte sie zusammen. Er ahnte nichts hiervon und kam immer mit besonders freudiger Miene auf die Starffs zu, wenn sie eintraten, er schloß sich ihnen auf Spaziergängen an, trug Plaids und Feldstühle und erbot sich zu jeder Hülfe und Dienstleistung.

Weder Eugen noch Dolores kannten die Tragödie,

welche am Hochzeitstag ihrer Mutter zum Abschluß gekommen war. Frau Mathilde hatte strenge Polizei geübt, solche Geschichten durften ihren Kindern nicht zu Ohren kommen. Wozu denn auch? Es giebt Dinge, die am besten in der Vergangenheit begraben sind.

Heftiges Fieber und Husten zwangen Eugen, eine Woche lang das Bett zu hüten, hatten in früheren Zeiten bei solchen Gelegenheiten drei bis vier Aerzte seine Athemzüge studirt, so hatte er jetzt gar keinen ärztlichen Beistand mehr. Die Baronin fürchtete sich vor den Doktoren, deren Urtheile, wie sie sagte, immer falsch und extravagant wären. Sie war sehr unzufrieden, daß sich die Reise hinausschob, und noch unzufriedener damit, daß Graf Brunau stundenlang am Bett ihres Sohnes saß.

„Mein guter Alfons!“ sagte Eugen eines Tages, ihm die Hand drückend, „ich habe niemals einen Freund gehabt, nun führte mir Gott doch noch Einen zu, in der elften Stunde.“

„Weshalb sprechen Sie von der elften Stunde, lieber Eugen? Eben wollte ich davon sprechen, daß ich hoffte, Sie einst noch in Starffeck besuchen zu dürfen.“

„Ich hoffe, daß Sie nach Starffeck kommen sollen, früher oder später. Dann werden Sie aber dort einen andern Majoratsherrn von Starff und dessen liebenswürdige Frau kennen lernen und ich will dafür sorgen, daß Sie mit offenen Armen empfangen werden. Auch meine Schwester werden Sie dort wiedersehen, und das wird ihr eine Freude sein. Nein, nein, unterbrechen Sie mich nicht, es gewährt mir Befriedigung, mir Alles auszumalen, wie es einst sein wird. Meine Gedanken gehen weit und ich denke auch an eine Zeit, da Sie vielleicht verheirathet und Familienvater sein werden, und hoffe, daß Dolores dann ein Freundeshaus haben wird, wo sie manchmal einkehren und von diesem Winter sprechen kann mit Jemand, der sie versteht und mich gekannt hat. Das wird ihr eine Wohlthat sein."

Graf Brunau sah den Sprecher an und Thränen traten in seine Augen. Er drückte ihm schweigend die Hand und ging hinaus.

Einige Tage später war er, in Folge dringender Geschäftsangelegenheiten, gezwungen, abzureisen. Er versprach, wieder zu kommen, sowie die Dinge daheim

erledigt wären — aber sie fühlten doch, daß es ein Abschied für immer sei. Eugen war am Abend dieses Tages in sehr gedrückter Stimmung und konnte über nichts sprechen, als über ihn.

„Vermissest Du ihn?“ fragte er Dolores.

„Ja, sehr, denn seine Gegenwart schien Dich immer neu zu beleben!“ versetzte sie.

„Du bist schlimmer als Dosy,“ lächelte er.

Baronin Mathilde aber athmete heute förmlich auf. Sie kam herüber zu ihrem Sohne und sagte ihm, es sei unumgänglich nothwendig, daß er diesen Abend in der Gesellschaft unten zubringe. Dieser fatale Graf Brunau habe ihn ganz melancholisch gemacht. Er müsse nun wieder unter Menschen kommen.

Unten in der lebenslustigen Gesellschaft hätte man die Starffs fast ganz vergessen, wenn nicht sie die Ursache gewesen wären, daß Graf Brunau, diese so neue Acquisition, seine Zeit der Gesellschaft entzogen hatte.

Eugens Aussehen erweckte indessen aufrichtige Theilnahme, obwohl seine Mutter immer wieder versicherte, daß er sich sehr wohl fühle. Er konnte sich

an der Unterhaltung nur wenig betheiligen und die Musik griff ihn sehr an. Namentlich hatte Gräfin Luscha eine Art, sich mit lässiger Anmuth ans Klavier zu setzen, die jedesmal ein schmerzliches Zusammenfahren bei ihm hervorrief, und wenn sie dann langsam ihre goldenen Armbänder abstreifte und mit weicher, leiser Stimme kleine süße Liederchen sang, dann stieg die Erinnerung an warme Sommerabende zu mächtig in ihm auf und er wußte, daß in dieser Nacht kein Schlaf für ihn zu finden sei.

Die Starffs waren über eine Woche oben in ihren Zimmern geblieben und daher außer Cours der laufenden Tagesbegebenheiten gerathen. Dolores wußte nicht, weshalb hin und wieder Jemand erwartungsvoll nach der Thüre blickte, bis endlich eine Dame die Meinung aussprach, die neuen Gäste würden wohl heute noch in ihren Zimmern bleiben. Während sie das noch sagte, öffnete Madame Verny bereits die Thüre und geleitete mit vielen höflichen Worten vier Personen ins Zimmer. Vorn ein ältliches Ehepaar, ein gut conservirter Herr und eine sehr elegante Dame. Ihnen folgte ein zweites Paar, aber welch ein Paar!

Aller Augen ruhten darauf, denn zwei solche Menschen neben einander zu sehen, gewährt Vergnügen. Er groß, kräftig, mit gutgeformten Zügen — sie schlank wie eine Lilie, mit einem berückenden Antlitz, mit üppigem, goldrothen Haar . . . es kann nicht länger verhehlt werden: Graf und Gräfin Delavare, im friedlichsten Einvernehmen mit ihren Kindern, mit der ungehorsamen Tochter und dem zum Schwiegersohn avancirten Räuber dieser Tochter!

Das Leben bringt oft hochtragische Momente, in denen wir uns doch eines Lächelns nicht erwehren können, und ein solches irres, schwaches Lächeln spielte um Eugens Lippen, während sein Blut zu Eis gerann. „Wenn Du sie je wiedersiehst, verlassen und geächtet, dann sei gut gegen sie!“ Welch ein Hohn! Hierzu sind Graf und Gräfin Delavare denn doch zu klug. Freilich wäre es Isabellens Pflicht gewesen, Majoratsherrin zu werden, aber das war nun unwiderbringlich verloren, und praktische Leute verschieben eine Versöhnung nicht bis zum Sterbebett, sondern arrangiren die Sache sogleich. Daß man im innersten Herzen

der thörichten Tochter doch nie vergeben wird, das ist Privatsache. Vor den Augen der Welt nimmt es sich stattlich und friedlich aus, wie sie jetzt ins Zimmer pilgern, während Madame Verny flüstert: „Ein junger Graf Waldau und seine Schwiegereltern, ein französisches Herzogspaar . . . erquisit vornehm!“

Ein zorniger Blick Waldau's streifte die Sprecherin, indessen Isabelle mit der Unbefangenheit einer Taube um sich blickte, bis —

„Was ist mit Baron Eugen?“ ruft Gräfin Luscha plötzlich und springt, von Angst erfaßt, vom Klavier auf, denn er lehnt leichenblaß, schwankend an der Wand und hält sich das Taschentuch an die Lippen — aber ein Blutstrom färbt es dunkelroth.

Viele Hände strecken sich instinktiv aus, um ihn zu halten, mitleidige Gesichter umringen ihn und Dolores umfaßt ihn und flüstert mit wunderbarer Selbstbeherrschung: „Lehne Dich an mich, ich kann Dich halten!“ Sogar Isabelle ist unwillkürlich herbeigeeilt und ruft schreckensbleich, ihrer selbst kaum mehr mächtig: „Eugen! Eugen! — Nur eine Einzige

steht unbeweglich, starr und scheinbar theilnahmlos .... seine Mutter. Niemand achtete im ersten Schreck auf sie, Niemand sah sie an, bis Eugen selbst, auf sie hinweisend, mit schwacher Stimme sagte: „Helft ihr — sie stirbt!“ —

## Dreizehntes Kapitel.

Etwa eine Woche war seitdem verstrichen, da langte an einem regnerischen, dunklen Abend wieder ein Gast in der Eremitage an — ein großer, blonder Herr mit breiten Schultern und wettergebräuntem Gesicht, dessen Stimme aber zitterte, wie die eines angsterfüllten Kindes, als er hastig fragte: „Sind Baronin Starff und — Sohn noch — noch hier?"

Madame Verny war ihm selbst entgegengeeilt und blickte ihn forschend an. Sie konnte es nicht ändern, daß sich die Klänge eines von gedankenloser Hand im Salon gespielten Walzers in ihre Antwort mischten:

„Der junge Baron lebt — noch. Ich habe sicherlich die Ehre, den seit Abgang des Telegramms erwarteten Herrn Vetter —"

„Ja, ich heiße Starff. Darf ich bitten, daß meine Cousine augenblicklich von meiner Ankunft benachrichtigt wird?"

„Sofort. Auch ist bereits ein Zimmer für Sie bestellt — wirklich, ich bedauere aufrichtig, Monsieur —"

Ein Dienstmädchen führte den Gekommenen hierauf hinauf in den ersten Stock. Als die Treppenstufen unter seinem Schritt knackten, öffnete sich oben eine Thüre, ein Licht erschien über dem Treppengeländer und ein Kopf beugte sich herab.

Er befand sich fast im selben Augenblicke oben, ergriff die Hand, die sich ihm zitternd entgegenstreckte, fragte unzusammenhängende Dinge und erhielt unverständliche Antworten, bis er, alles Andere hierüber vergessend, ausrief:

„O — Dolores — wie siehst Du aus!"

Sie legte den Finger auf die Lippen, wandte sich hastig um und öffnete eine Thüre. Er folgte ihr in einen kleinen Salon, der augenscheinlich seit lange nicht als Wohnzimmer benutzt worden war. Hier stellte sie das Licht auf den Tisch, griff sich mit beiden Händen an die Stirn und murmelte:

„Herbert — ich kann nicht mehr! Gott sei Dank, daß Du gekommen bist!“

„Dolores — sag' mir um Himmelswillen, komme ich zu spät?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Ja — nein — zu helfen ist nichts mehr, aber er wird sich doch freuen. Eben schläft er, deshalb konnte ich ihn verlassen.“

„Deine Mutter verläßt ihn sicherlich Tag und Nacht nicht — arme, unglückliche Frau!“

„Mama? Ach, Herbert, Du weißt noch nichts, nichts! Ich bin ganz allein mit ihm, denn meine Mutter —“

Thränen erstickten ihre Stimme. Was sie in diesen acht Tagen muthig ertragen, die Verzweifelnde tröstend, den Sterbenden stützend, das fühlte sie jetzt erst, da sie in das sympathische Gesicht eines Freundes blickte und plötzlich fühlte, daß sie doch nicht so ganz verlassen in der Welt sei.

Starff ging mit raschen Schritten zum Fenster und wieder zurück zur Thüre. Er mußte sich erst fassen. Es ging über seine Kräfte, sie zusammen=

brechen zu sehen, ohne seinem Herzen folgen zu dürfen und sie tröstend aufzurichten.

Nach einer Weile trocknete sie ihre Thränen und sagte leise:

„Mama habe ich es gesagt, daß Du kommen würdest, und es schien sie zu freuen. Ich kann Dir ihren Zustand nicht beschreiben. Du wirst sie gleich sehen. Sie ist vollständig vernichtet seit jenem Abend. Mein Herz blutet, wenn ich sie nur ansehe, während Eugens Anblick so etwas Wohlthuendes hat. Er leidet keine Schmerzen, ist immer heiter und zufrieden."

„Dolores, Dolores, und das Alles hast Du allein getragen!"

„Gott hat mir geholfen," versetzte sie, und schlug die großen, schwarzen Augen voll zu ihm auf, „und Er wird mir auch über das Letzte und Schwerste helfen, und nachher," sie schauderte zusammen und wandte sich ab. In diesem Augenblick hörte man im Nebenzimmer Stimmengemurmel.

„Es ist Mama," sagte sie aufhorchend, „Jeannette ist bei ihr, aber ich merke, daß sie sie nicht mehr zu-

rückhalten kann. Sie hat sicherlich Deine Stimme gehört und wird Dich sehen wollen."

Bei diesen Worten öffnete sie die Thüre, in welcher eine zitternde Gestalt erschien. Dahinter stand Jeannette, mit Kissen und Decken beladen.

„Gieb mir die Hand, Mutter, hier ist eine Schwelle," sagte Dolores mit ihrer gewohnten tiefen, weichen Stimme, „hier ist aber auch Herbert, Du wirst Dich freuen, ihn zu sehen."

Und an der Hand der Tochter, die sorglich ein Tuch um die gebeugte Gestalt legte, trat eine Greisin mit unsicheren Schritten, tastend wie eine Blinde, ins Zimmer und ließ sich bis zum großen Lehnstuhl führen, in welchen sie leise wimmernd sank. Jeannette hatte ihr schon ein Kissen in den Rücken geschoben und die Decken über die Knie gebreitet und um die Füße geschlungen.

Herbert Starff stand wie gelähmt da. Dies war die Mutter des Majoratsherrn?

Ihre glanzlosen Augen begegneten seinem Blick. Keine Erregung zeigte sich auf dem braunen, faltigen Gesicht, sie sagte nur in kläglichem Ton:

„Ach, Du bist hier, lieber Herbert? — Ja, richtig, irgend Jemand sagte es mir schon, aber mein Gedächtniß ist gar nicht mehr gut . . . wir werden alt, Herbert."

„Setze Dich zu ihr," flüsterte ihm Dolores, mit einem flehenden Blick zu, „erzähle ihr von Deiner Fabrik — von Altenkloster. Vielleicht erweckt das Interesse."

Er gehorchte augenblicklich, während Dolores das Zimmer verließ, um an ihren Posten zurückzukehren, und Jeannette sich ins Nebenzimmer zurückzog.

Frau von Starff betrachtete den Vetter mit trüben Blicken.

„Du bist ein guter Mensch, Herbert," sagte sie endlich mit sonderbar gleichgültiger Stimme, „ich habe immer große Stücke auf Dich gehalten. Du mußt wissen, daß ich sehr unglücklich bin, denn sie haben mich in dies Land geschleppt und lassen mich nicht heimkehren — und ich hätte doch so unendlich viel Geld zu zählen! — Ich will Dir etwas zeigen, ehe Dolores wiederkommt," unterbrach sie sich geheimnißvoll, „ich habe es immer hier in der Tasche

. . . sieh!“ und sie begann zu schluchzen und zog ein blutbeflecktes Taschentuch hervor — „Herbert, Herbert, es war ganz neu! Stelle Dir nur vor! Es war sein bestes Battisttuch, hier ist die Krone und sein Namenszug und jetzt ist es verdorben für immer! Blut wäscht sich nicht aus, es bleibt immer dran kleben und er kann es nie wieder brauchen. Elf bleiben übrig — eine so häßliche Zahl! Ich sammle und spare und ich werde Starfeck verkaufen, um ihm dafür ein neues Tuch zu kaufen, aber was machen wir mit diesem? Rathe mir, Herbert! Ich habe Dir so oft guten Rath ertheilt, jetzt kannst Du Dich dankbar zeigen! Isabelle Delavare ist schuld, mußt Du wissen. Sie sah ihn an und — da war Alles vorbei. Sie wird jetzt Gräfin Waldau titulirt. Wie findest Du das? Ich will Dir etwas sagen, Herbert: Dolores hat mich einmal vor ihr gewarnt. Viel Unglück hätte verhütet werden können, hätte ich auf sie gehört. Ja, ja,“ schloß sie in gelassenem Ton und legte das Tuch sorgfältig zusammen, „ich bin eine arme, verlassene Frau und kein Mensch kümmert sich um mich.“

Erschüttert blickte Starff zu Boden und legte die Hand über die Augen. Was er hier sah und hörte, waren nur noch die Ruinen des einst so stolzen Baues.

„Aber, Tante, Du hast ja noch Dolores, die für Dich sorgt.“

Sie horchte auf und nickte dann.

„Es ist gut, daß Du mich hieran erinnerst, lieber Herbert. Ja, ja, Dolores ist gut gegen mich und ich thue auch Alles, was sie verlangt — aber sie quält mich so sehr. Täglich will sie mich in jenes blaue Zimmer schleppen. Ich soll Eugen sehen — aber ich kann keinen Menschen sterben sehen. Ueberdies irren sie sich auch alle in seiner Person. Zu Dir gesagt, guter Herbert, es ist nicht Eugen, es ist Alfons, den sie drüben im Schlafzimmer pflegen. Ich bin eine arme, unglückliche Frau!“

Und sie begann wieder zu weinen und sah ihn hülflos an. So oft er erforschen wollte, wie weit ihr Verständniß für die Gegenwart reiche, wich sie ihm aus und sprach von anderen Dingen. Sie schien Alles, was vorgefallen war, recht gut zu wissen, aber

ihr Gefühl dafür war gänzlich abgestumpft, ihr Geist so erschöpft, daß sie weder Schmerz noch Freude zu empfinden im Stande war. Welch' eine schreckliche Revolution mußte in diesem, sonst so verstandesstarken Kopfe vor sich gegangen sein, in dem Augenblick, da sie die Ohnmacht ihres herrschsüchtigen Willens erkannt hatte!

Nach einiger Zeit erschien Dolores wieder in der Thüre und winkte ihm.

„Er will Dich sehen," sagte sie, „und ich denke, es soll ihm nichts schaden. Der Arzt, der eben gegangen ist, hat es erlaubt."

Er folgte ihr schweigend in ein halbdunkles Zimmer, dem nur eine verschleierte Lampe Licht spendete. Sie stand auf dem Tisch neben einem Bett, auf welchem zwischen Kissen und Decken gestützt und emporgerichtet eine schmächtige Gestalt ruhte. Das Gesicht war abgezehrt und fieberheiß, aber eine große, warme Freude verklärte es und ließ es völliger und wohler erscheinen.

„Mein lieber Herbert," sagte die schwache Stimme des Kranken, „so sehe ich Dich doch wieder, und gerade

heut Abend, wo mir's so gut geht, wie seit lange nicht."

„Ich bin gekommen, sowie ich Eure Depesche erhielt," versetzte Herbert, mühsam gegen seine tiefe Bewegung kämpfend, „dies konnte allerdings nicht gleich geschehen, da ich mich nicht in Altenkloster befand, wie Ihr angenommen hattet, sondern in der Fabrik."

„Briefe sind Dir vorausgeflogen" — sagte Eugen lächelnd, „Du wirst sie in Deinem Zimmer finden. Jetzt bleibe noch ein wenig bei mir. Ich werde heute den Tyrannen spielen und Dolores zu Bett schicken, damit sie endlich etwas schläft. Herbert, sie hat Uebermenschliches geleistet, sie kann kaum noch Lebenskraft haben. Wenn Alles vorüber sein wird und sie zusammenbricht, dann rechne ich auf Deine brüderliche Hülfe für sie. Dazu ließ ich Dich rufen — das ist Alles, was ich Dir zu sagen habe: sei ihr ein Bruder!"

Das Blut stieg heiß in das kräftige Antlitz seines Vetters. Fast war der Druck seiner mächtigen Hand zuviel für den Kranken.

„Eugen, was ich habe, was ich thun kann . . .

es steht Alles, Alles zur Verfügung Deiner Schwester. Das muß Dolores wissen. Sie muß ferner wissen, daß, wenn sie aufhört, Starffeck als ihre Heimat anzusehen, sie damit mich — ich meine uns, unwiderruflich von dort wegtreibt. Und Deine Mutter —"

„Meine arme Mutter," unterbrach ihn Eugen mit schwacher Stimme, aber ruhig, „wird natürlich dort sein, wo Dolores auch ist. Sie bedarf nichts als der Pflege — für sie giebt es weder Schmerz noch Glück mehr, denn ihr Geist ist gebrochen. Für sie habe ich daher keine Bitte. Sie hat ihre Tochter, mehr braucht sie nicht. Aber sie, die hier neben mir kniet, Herbert — sie bedarf der Liebe, der Sympathie, des Glückes . . . sie hat so lange Jahre gedarbt. Denkt daran, Du und die Kleine, daß ich Euch noch im Jenseits segne für jede Liebe, die Ihr meiner Schwester erzeigt, die mir ein und Alles geworden ist."

Dolores hatte ihr Gesicht verborgen, während sie neben ihm niederknieend, seine Hand ergriff und festhielt, als wolle sie einen Forteilenden zurückhalten.

Und er, was hätte er wohl darum gegeben, wenn

er dort, neben ihr hätte hinknieen dürfen, und den letzten Worten ihres Bruders hinzufügen: „Auch mir!“

Eugen strich mit der Hand liebkosend über den lockigen Scheitel der Schwester. Er sah sehr zufrieden und heiter aus. Auf seinen feinen, durchgeistigten Zügen lag ein Ausdruck unerschütterlichen, nach langem Kampf errungenen Seelenfriedens.

„Dolores, Du wirst nicht vergessen, an Alfons zu schreiben. Späterhin wird es Dir vielleicht eine Freude sein, ihn wiederzusehen. Wie? Herbert wird ihn gewiß gern nach Starffeck einladen.“

Sie hatte sich erhoben.

„Ich kann jetzt an nichts denken,“ sagte sie, „am allerwenigsten an die Zukunft. Laß mich jetzt gehen und Mama zu Bett bringen, es ist ihre Zeit. Herbert kann wohl bei Dir bleiben, bis ich wieder komme.“

Mechanisch, als bewege sie sich nur der Gewohnheit folgend, verließ sie das Zimmer.

„Wer ist Alfons?“ fragte ihr Vetter unruhig.

„Ein junger Mann, den wir hier kennen lernten und der mir lieb geworden ist, wie ein Bruder. Leider hat er uns verlassen müssen. Er verehrt

Dolores wie ein höheres Wesen und ich kann mir nicht helfen, ich gebe mich der süßen Illusion hin, daß sie auch dereinst mit ihm glücklich sein könnte. Dieser Gedanke, den ich mir gerne möglichst farbenreich ausmale, hilft mir über manche bange Stunde hinüber. Sie bleibt so namenlos allein zurück, denn sie schließt sich schwer Anderen an — und da thut mir's wohl, mir zu denken, daß sie dereinst ein eigenes Heim und ein eigenes Herz finden sollte . . . und ein treueres könnte sie nicht finden als das Alfons Brunau's! — Aber, Herbert, Du siehst ja so blaß aus wie dieses Tuch."

„Das ist die Beleuchtung . . . ich will Dir dieses Kissen zurecht rücken, Eugen. Darfst Du so viel sprechen? Schadet es Dir nicht?"

„Mein lieber Freund, mir schadet nichts mehr. Laß mich reden, so lange ich kann. Grüße Deine kleine Braut von mir, wenn Du sie wiedersiehst — sehr warm, sehr liebevoll Ich denke oft an sie. Im vorigen Sommer ließ ich einen Ring arbeiten — einen einfachen breiten Goldreifen mit einem Diamanten. Er war für die künftige Herrin von Starffeck

bestimmt — nun das wird sie ja. Deshalb soll sie ihn tragen. Du wirst diese Bestimmung auch in meinem Testament finden. Ferner" . . . . eine leichte Röthe färbte sein marmorblasses Gesicht, „Ihr werdet Euch vielleicht wundern, aber hoffentlich keinen Protest einlegen . . . ich habe einen Theil des mir zur Verfügung stehenden Vermögens der Komtesse Delavare vermacht. Das war damals, als ich sie in Elend und Armuth wähnte. Nun, es mag so bleiben. Ebenso habe ich Dosy bedacht. Bewahre auch ihr, meinem kleinen Liebling, verwandtschaftliche Liebe. Dagobert ist ein guter, braver Mensch und verdient es!"

Da entstand eine Pause. Herbert unterbrach sie nicht. In ihm rang und kämpfte die wilde, leidenschaftliche Aufregung mit Vernunft und Pflicht. Da sollte er ruhig dabeisitzen und zuhören, wie glücklich Dolores einst noch werden könne — und durfte nicht die Lippen öffnen, durfte kein Wort dagegen sagen! Er athmete hart und schwer. Ein Schmerz, wie er ihn noch nie in seinem schmerzensreichen Leben empfunden, durchfuhr ihn bei dem Gedanken, die

Liebe dieses stolzen, unnahbaren Herzens könne gewonnen worden sein . . . es könne Einen geben, an dessen Trostwort sie sich aufrichte, an dessen Brust sie ihr Haupt lehne!

Eugen schlief fest und ruhig wie ein Gesunder — wie lange schon? — Herbert wußte es nicht. Da legte sich eine leichte, weiche Hand auf seine Schulter.

„Geh' in Dein Zimmer und iß etwas — sie haben Dir Thee und ein Abendessen hingebracht," flüsterte ihm Dolores fast unhörbar zu, „wie krank Du aussiehst!" fügte sie erschrocken hinzu, „was fehlt Dir?" Die Frage war kaum gethan, so schien sie dieselbe schon zu bereuen. Sie zog ihre Hand zurück, und bis unter die Stirnhaare erglühend, wandte sie sich ab und winkte ihm, zu gehen.

Er erhob sich und gehorchte schweigend.

Jeannette stand wartend mit einem Licht im Nebenzimmer. Das junge Mädchen sah kaum weniger blaß und übermüdet aus, wie ihre Herrin.

„Eine harte Zeit für Dich," sagte Starff, als er ihr die Treppe hinauf folgte.

„Ich danke Gott, daß ich sie hier erleben darf

und nicht in Starffeck gelassen wurde," versetzte der die Kleine, „das Schlimmste will ich gerne tragen und leiden — wenn es nur mit ihr zusammen ist."

„Du hast Recht!" versetzte er bitter.

Sie öffnete eine Thüre und ließ ihn in ein behagliches, erleuchtetes Zimmer treten, im welchem für eine Person gedeckt war. Der Thee dampfte und die Schüsseln waren mit einladender Sorgsamkeit angerichtet. Das ganze Zimmer machte den Eindruck, als habe hier eine Frauenhand liebevoll gewaltet. Auf dem Schreibtisch brannten Lichter, ein großer Strauß Frühlingsblumen prangte duftend auf dem Aufsatz und davor lagen einige Briefe. Die Fenster standen noch offen und eine weiche Regenluft drang in das Gemach.

Wenn Jeannette geglaubt hatte, er werde die Wohnlichkeit der Stube dankend anerkennen, so sah sie sich getäuscht. Er ging am gedeckten Tisch vorüber, stand dann vor dem Schreibtisch, ließ die Briefe achtlos durch seine Hand gleiten und wieder hinfallen, trat dann an das offene Fenster und blickte hinaus. Der Himmel war sehr dunkel, der Regen rauschte

leise herab — es hätte absolute Finsterniß geherrscht, wenn sich nicht dort über den Bergketten der Mond siegreich Bahn gebrochen und, wenn auch selbst noch hinter Wolken verborgen, doch diese schon mit Silberglanz durchleuchtet hätte. Auf dieses Chaos ringender Dunkelheiten und Lichtgestalten heftete Starff den Blick und vermochte ihn nicht wieder abzuwenden. Er hörte nicht Jeannettens schüchterne Bitte, das Essen nicht kalt werden zu lassen. Er sah nicht, wie sie das Zimmer verließ. Als er sich endlich umwandte, empfand er nur unbewußt, daß er allein war und daß dies eine Wohlthat sei. Er begann im Zimmer hin und herzugehen. Die Flammen der Lichte schwankten im Zugwinde hin und her, gepeinigt wie seine Seele, die nach einem Entschluß rang und doch zu keinem kommen konnte.

Es war hart für einen Mann in seinen Jahren, denen Niemand knabenhafte Uebereilung verzeiht, dem Vater seiner Braut unter die Augen zu treten und zu sagen: ich habe mich übereilt!

Hatte er das Recht, seiner jungen Braut das Herz zu brechen oder ihr junges Leben zu verbittern?

Er rief sich seinen letzten kurzen Besuch in Altenkloster zurück und er empfand, daß sie kein Kind mehr sei. Die Veränderung in ihrem Wesen war auffallend gewesen und — bedrückend. Die vertrauliche Unbefangenheit, die ihm so angenehm gewesen war, weil sie der Brautschaft den Charakter einer heiteren Freundschaft verlieh, hatte bräutlicher Scheu und Innigkeit Platz gemacht. Sie erröthete, wenn er sie ansah, und doch folgten ihm ihre flehenden Augen unaufhörlich. Sie weinte beim Abschied und hing sprachlos an seinem Halse, während doch ihre Augen so beredt zu ihm aufsahen.

Sie war bezaubernd gewesen, und er fühlte sich so eisig kalt, stumm und steif! Als er dann fortgefahren war, hatte er sich zum ersten Mal klar gesagt: „Sie liebt Dich, sie leidet unter Deiner Kälte und Du hast ihr nichts — absolut nichts zu bieten! Du bist ein elender Mensch!“

Was sollte nun aber werden? Sollte er mit dieser seiner alten, unvertilgbaren Liebe im Herzen vor den Altar treten und geloben, Eugenie zu lieben und zu ehren bis zum Tode? Sein Wille war gut,

er hoffte auch, daß es ihm gelingen werde, sie glücklich zu machen — Fürsorge, Zärtlichkeit und Rücksichten würden ihr lebenslang zu Gebote stehen und sie vielleicht darüber täuschen, daß der beste Theil seines Herzens einer Andern gehöre!

Darüber täuschen? — Das Wort klang häßlich und bewirkte augenblicklich den festen, unwiderruflichen Entschluß, ihr die volle Wahrheit zu bekennen und dann die Entscheidung in ihre Hand zu legen. Besser das, als eine Ehe, in welcher jedes Wort berechnet, jede Miene studirt war, um des Herzens wahre Meinung zu verbergen.

Er hatte den Entschluß kaum gefaßt, so saß er auch schon am Schreibtische, schob die Briefe bei Seite und begann zu schreiben. Er mußte weit ausholen, er mußte in seine frühe Jugend zurückgreifen, wollte er Eugenie einen Begriff davon geben, daß es sich bei ihm nicht um eine schnell entflammte strafbare Leidenschaft, sondern um eine mit seinem ganzen Leben verwebte, unauslöschliche Liebe handle, für die er nur zu spät den rechten Namen gefunden!

Nach einer Stunde war der Brief fertig und er

stand auf und trug ihn selbst hinunter in den vor dem Hause befindlichen Briefkasten.

Als er wieder in sein Zimmer kam, stand Jeannette mit bestürzter Miene vor den kalten Speisen.

„Baron Eugen läßt bitten hinunterzukommen, aber — aber — hier ist nun der Thee kalt —"

„Ich kann nichts essen," sagte Starff hastig. Dann steckte er die Briefe zu sich und ging hinunter.

Eugen war wieder wach und empfing ihn freundlich.

„Es ist mir gelungen, Dolores zu Bett zu schicken," sagte er, „lange wird sie nicht fortbleiben, das weiß ich schon. In der Zeit leistest Du mir Gesellschaft. Ich habe doch noch mancherlei wegen Starffeck mit Dir zu sprechen. Du hast oben einen Brief Deiner Braut gefunden. Gute Nachrichten?"

„Ich habe ihn nicht gesehen."

Eugen schwieg eine Weile und strich mit der Hand langsam über die Decke, endlich sah er rasch auf. Seine übergroßen, schwarzen Augen, glänzend wie Edelsteine, hefteten sich forschend auf den Vetter.

„Herbert, ich bin viel jünger als Du und nicht Dein Richter, das weiß ich, aber zu meiner Beruhigung, sage mir, daß Du Deine Braut wirklich liebst!“

Starff preßte die Lippen zusammen und schwieg.

„Herbert, weshalb sprichst Du nicht? Kränkt Dich meine Einmischung in Deine Angelegenheiten? Sieh, im Grunde zweifle ich nicht an Dir, ich wollte Dir nur sagen, daß sie unter Deiner unbestreitbaren Vernachlässigung leidet. Du bist ein Geschäftsmann Du —“

„Ich ein Geschäftsmann, o Himmel, der Vorwurf ist ungerechtfertigt, aber sprich nicht hiervon, Eugen. Du regst Dich auf.“

„Ich will keine langen Auseinandersetzungen, denn mein Athem ist knapp bemessen. Nur bitten möchte ich Dich, dies warmfühlende, gute Kind glücklich zu machen.“

„Ich kann sie nie glücklich machen,“ versetzte Starff rasch, fast wider Willen — „vielleicht bin ich Dir es schuldig, Dich darüber nicht in Ungewißheit zu lassen. Du hast ganz recht gesehen und gefühlt

und wirst mich verurtheilen, aber ich kann nicht anders! Und hier dieser Brief, was in ihm steht, gehört mir nicht mehr!“

Er hatte den Brief hervorgezogen und legte ihn hin. Nicht erschrocken, aber sehr bekümmert, mit einem tiefen Seufzer nahm Eugen das Schreiben in die Hand. „Das ahnte ich,“ sagte er, „armes Kind!“

## Vierzehntes Kapitel.

Dolores war in das Zimmer ihrer Mutter gegangen. Sie hatte Eugens Bitten nachgegeben, nicht um Ruhe zu suchen, sondern um Herbert aus dem Wege zu gehen. Jetzt stand sie vor der Schlafenden und betrachtete dieselbe mit einem tiefen Seufzer. Wie gebieterisch, wie willensstark war dies Antlitz einst gewesen und was war jetzt daraus geworden? Schauerlicher als die Veränderung der einst so kühn geschnittenen Züge, war der Wechsel des Ausdrucks — sie waren in der That völlig ausdruckslos.

Sie pflegte im Schlaf ununterbrochen zu sprechen, leise und geheimnißvoll, als habe sie Jemandem eine wichtige Neuigkeit mitzutheilen. Ein Hochzeitssaal spielte dabei eine große Rolle und der Name Alphons kam unaufhörlich über ihre Lippen.

Arme Dolores! Dies wird fortan die Gefährtin Deines Lebens sein. Für sie, die Dir nicht einmal zu danken vermag, wirst Du leben, ihrer Pflege Deine Bequemlichkeit und Deine Wünsche unterordnen, ohne das süße Bewußtsein genießen zu dürfen, einer Kranken vollempfundene Wohlthat zu erweisen — denn ihr Geist ist stumpf und der Empfindung unfähig. Das ist ein harter, bittrer Gedanke! — Die Tochter trägt die Strafe, welche die Mutter über sich gebracht hat. Ist dies gerecht?

„Ich weiß es nicht" — flüsterte Dolores, als sie sich in ihrem Zimmer hinlegte und die brennenden Augen schloß, „aber ich darf auch nicht darüber murren. Gott wird mir weiter helfen!"

An Schlafen war für sie nicht zu denken. In der tiefen Stille und Dunkelheit wurden ihre Gedanken erst recht lebendig und formten sich zu festen Entschlüssen: „Irgend wie geht das Leben immer weiter, das habe ich erfahren und jetzt, wo mir Eins nach dem Andern entrissen wird, bin ich doch reicher als früher, denn vor mir liegt eine Lebenspflicht und eine zu erfüllende Aufgabe. Alle Kräfte meines künftigen

Lebens sollen dem einen Zwecke gewidmet sein, durch unermüdliche Pflege und Sorgfalt meine Mutter ihrem traurigen Zustande zu entreißen. Erst wenn mir das gelungen ist, werde ich das Bewußtsein haben, daß ich gut machen durfte, was ich versäumte!"

Eine unbeschreibliche Beruhigung kam mit diesem Gedanken über sie. Der leidenschaftliche Schmerz, den der Gedanke an den Verlust des Bruders in ihr aufstürmte, verlor den Stachel, ihre Gedanken wurden matter und matter. Die furchtbare Erschöpfung gewann die Oberhand, lähmte ihre Glieder und raubte ihr endlich das Bewußtsein.

Als sie erwachte, war es Tag. Jeannette stand neben ihr und flüsterte: „Baron Eugen schläft ganz gut! Er hat von Mitternacht an geschlafen, läßt Herr von Starff sagen."

Noch völlig betäubt und mit schwindelnden Kopf, zog sie sich an und schlich sich dann leise in Eugens Zimmer, öffnete die Thüre und blickte hinein. Herbert Starff saß, den Kopf in die Hand gestützt, unbeweglich auf seinem Posten, so, als schliefe er auch. Sie kam leise näher. Er sah auf und erhob sich,

sie sah in seinem Gesicht eine große unerklärliche Veränderung, eine Erschütterung, für die sie nur eine Erklärung finden konnte. Sie schwankte und griff sich mit beiden Händen an die Stirn — aber es war nur ein momentaner Schreck, dann fiel ihr Auge auf den Schlafenden, der ruhig athmend dalag, ein Lächeln auf den Lippen, als träume er einen angenehmen, beglückenden Traum.

Leise unhörbar trat sie zurück, um ihn nicht zu wecken. Ihr Vetter folgte ihr und schloß die Thüre, sowie sie sich im Salon befanden.

„Die Nacht war gut," sagte er, ihre Hand in seine beiden nehmend, „sehr, sehr gut!" fügte er hinzu mit einem flammenden Blick. „Erst haben wir gesprochen, wie Brüder, und dann kam eine große Ruhe über ihn — das wahre Glück giebt solche Ruhe Dolores, und er war so glücklich, wie nur der selbstloseste und edelste Mensch sein kann."

„Und Du hast bis jetzt bei ihm gewacht! Du hättest mich —"

„Dolores, und wenn ich zu Hause gewesen wäre,

anstatt hier — ich hätte heute Nacht kein Auge schließen können."

Sie blickte ihn fragend an, aber Jeannettens Erscheinen machte eine Erklärung unmöglich. Das Mädchen brachte Frühstück für Beide und Dolores setzte sich mechanisch und aß und trank — weil der Mensch essen muß, um lebend zu bleiben. Hatte Herbert Starff aber schon gestern Abend nichts essen können, so war er dessen heute Morgen noch weniger fähig.

Der Arzt kam und ging in das Zimmer des Kranken — er warf einen prüfenden Blick auf den Schlafenden und stutzte. Er neigte sich über ihn und beobachtete ihn mit besorgter Miene — dann sah er die Beiden mit einem bedeutungsvollen Kopfschütteln an und verließ, ohne ein Wort zu sagen, leise das Zimmer. Er hatte hier nichts mehr zu thun.

Eugen schlief fast den ganzen Tag, d. h. er lag in einer wohlthuenden Betäubung, aus welcher er hin und wieder erwachte, um der Schwester zuzulächeln und die Augen wieder zu schließen. Sie wich nicht von seiner Seite, unbekümmert um Alles, was ringsum

vorgehen mochte. All ihr Denken und Fühlen gehörte dem scheidenden Bruder — sich selbst hatte sie bereits vergessen.

Abends in der sechsten Stunde erwachte Eugen und blickte sich suchend um.

„Da bist Du ja, Herbert — ich habe doch nicht geträumt?“ sagte er mit kaum vernehmbarer Stimme.

„Nein,“ sagte Herbert.

„Oeffnet doch die Fenster weit — es ist so schön draußen.“

Dolores gehorchte schweigend. Sie zog die Gardinen zurück und schlug die Fensterflügel auf. Die majestätische Landschaft lag in Licht gebadet ruhig und strahlend im Rahmen des Fensterbogens, die hohen Alpen goldschimmernd aufsteigend über den bewaldeten und grünen Bergkuppen.

Der Kranke schien sich in diesen Anblick zu versenken und kaum noch Gedanken für die Außenwelt zu haben. Er lag schweigend da. Sie hatten ihm schon vor einigen Tagen das Bett so gerückt, daß er jeden Morgen den Blick auf die Berge haben konnte.

Die beiden Andern sprachen auch nicht. Dolores hatte ihren Platz wieder eingenommen und ihr Vetter stand neben ihr und hielt ihre willenlose Hand.

Da öffnete sich die Thüre und Jeannettens schmächtige kleine Gestalt erschien in derselben — ein feiner süßer Duft durchströmte das Zimmer. Das Mädchen hatte den ganzen Arm voll Rosen — eine solche Ueberfülle dieser seltenen Frühlingsgäste, daß einzelne zu Boden fielen, als Jeannette mit rothgeweinten Augen zögernd näher kam.

Eugen sah sie an und lächelte.

„Habe Dank, Kleine!“ sagte er ihr die Hand hinstreckend.

„Die Rosen sind von — von der Komtesse Isabelle . . . die unten im Garten so weint“ — flüsterte Jeannette . . . „sie schickt — sie sagte . . . ach!“ — des Mädchens Stimme brach in Schluchzen.

Ein schwaches Roth stieg in Eugens Wangen, noch einmal winkte er dem jungen Mädchen, näher zu treten, und sie reichte ihm die ganze duftende Blumenspende — er neigte sich über die Kelche, als

wolle er aus ihnen neues Leben einathmen — und es mußte ein seliger Traum sein, in den ihn der süße Duft wiegte — denn mit Isabelle Delavare's Rosen auf dem Herzen schlief er lächelnd ein, wie Kinder einschlafen . . . um nicht mehr zu erwachen!

## Fünfzehntes Kapitel.

Er hatte die Rosen alle mit genommen in das Grab, welches ihm auf seinen ausdrücklichen Wunsch an den Ufern des blauglänzenden Sees bereitet worden war und wo sie ihn beim Läuten der Glocken zur ewigen Ruhe betteten. Es war ein solch klarer, friedlicher Frühlingstag und dem Geistlichen, der zuerst zagend an der offenen Gruft stand, kamen von selbst tröstende, hoffnungsreiche Worte, vom ewigen Leben und ewiger Jugend, vom Auferstehen und Wiedersehen nach kurzer Trennung.

Nur zwei Leidtragende, ein Herr und eine dichtverschleierte, hohe Dame waren dem Sarge gefolgt, soviel sich auch Neugierige und Theilnehmende eingefunden hatten. Die Dame stand auf den Arm ihres Begleiters gestützt da. Von Zeit zu Zeit beugte er sich zu ihr hinab, ihr einige leise Worte zuflüsternd

— denn sie zitterte so, daß nur sein Arm sie aufrecht erhielt.

Was hätte wohl Baronin Mathilde Starff, am Tage der Geburt ihres Sohnes, zu der Behauptung gesagt, daß ihre Tochter Dolores einst die einzige Starff sein werde, die an seinem Grabe weinte . . . Die Einzige deren Herz zu brechen drohte, weil sie mit ihm Alles verlor, was ihr theuer war!

An der offenen Kirchhofspforte lehnte noch eine dunkle Frauengestalt und blickte mit großen, thränenlosen Augen nach der Gruppe am Grabe. . . . Denn Isabelle Waldau hatte keine Thränen mehr. Sie hatte diese ganze Nacht unter Weinen zugebracht.

Als sie jetzt Alle fortgegangen, die Glocken verhallt waren und Herbert Starff die zitternde Dolores dicht an ihr vorübergeführt hatte, ohne sie zu sehen — da schlich sie sich leise hinein in den Kirchhof, bis zu dem Grab, an welchem die Todtengräber noch ihre traurige Arbeit beendeten.

Da saß sie auf einem Grabstein und sah zu, und ihr war zu Muth, als gäbe es auf der Welt kein Glück mehr.

Ringsum dufteten die Frühlingsblumen und wiegten sich zwitschernde Vögel auf den Zweigen der Berberitzen und Jasminsträucher — Heckenrosen blühten in verschwenderischer Fülle — und sie sagte sich, daß dieselbe Hand, die vor einem Jahr so oft das Ruder für sie geführt, jetzt da, unter dem üppig sprießenden Rasen läge, durch ihre Schuld!

O, welch bitterer Gedanke! Sie mochte sich hundertmal sagen, daß sie ihm nie wissentlich habe Leid zufügen wollen, diese Gewißheit blieb unauslöschlich und brachte eine Reue, die, so ahnte sie, lebenslang wachsen würde.

Denn ach, der goldne Traum ihrer Phantasie dem sie Alles geopfert hatte, er war schnell, furchtbar schnell vorübergezogen und sie war zu grauer, nüchterner Wirklichkeit erwacht. Die Romantik einer unglücklichen, leidenschaftlichen Liebe, welcher der Segen der Eltern fehlte, die hell flammende Gluth, welche durch Hindernisse und Verbot genährt worden waren, das war Alles trübselig, reizlos geworden in dem Momente, da die Eltern Ja und Amen sagte, da Alles so glatt alltäglich und prosaisch wurde und

auch nicht die geringste Besorgniß mehr waltete, verhungern zu müssen!

Denn Waldau war jetzt nicht mehr der bescheidene Anfänger, er hatte sich einen Platz erworben unter hervorragenden Künstlern, er hatte sich einen Namen gemacht, er erntete Gold.

Es war sehr natürlich, daß man die Flüchtlinge von Schloß Starffeck aus nicht finden konnte, denn sie hatten sich dem Norden zugewandt.

Waldau hatte in St. Petersburg einige Bekannte, die ihn vorläufig aufnahmen und ihm Gelegenheit verschafften, in Ruhe und Muße zu malen. Die Leidenschaft und die Poesie halfen Isabelle über alle Entbehrungen, Angst, Heimweh und Reue hinweg. Sie betete ihr Idol an — das Idol lag zu ihren Füßen und erhob sich nur, um mit seinem Pinsel auszuführen, wonach der Pinsel ja schon so lange gedurstet hatte — ihr Bild! — Da entstand es auf der Leinwand — zaubervoll, überstrahlt vom verklärenden Schimmer der Liebe, gemalt von einer Hand, die wie in somnambulem Zustand, mit unfehl-

barer, geisterhafter Sicherheit die Farben mischte und die Striche führte.

Hoch oben in einer kleinen Dachkammer, über dem lärmenden Gewühl der großen Hauptstraße, entstand dies Kunstwerk — und dann wanderte es hinab, in den Laden des Freundes, der eine bescheidene Niederlage moderner Erzeugnisse des Pinsels und der Photographie feilhielt. Es erschien in dem Schaufenster — und an diesem Tage war dies Schaufenster belagert, wie eine Festung.

Am nächsten Tage bemerkte ein vorüberfahrender Großfürst die angestaute Menge, ließ halten, stieg aus, sah das Bild und bestellte eine Stunde später den Maler zu sich, um ihn zu fragen, was er dafür zu haben wünsche. Die Forderung war kühn, aber sie ward erfüllt, das Bild stieg hinauf ins Großfürstliche Palais und Waldau war ein gemachter Mann — denn er konnte sich vor Bestellungen kaum retten.

Und dann hatte sich Alles so einfach, so natürlich gefügt. Graf Delavare hatte, ebenfalls durch einen Freund, der Komtesse Isabelle gesehen und wiedererkannt hatte. die ganze Sache erfahren. Er war selbst

schleunigst nach St. Petersburg gereist, hatte Vergebung und Versöhnung mitgebracht, die Hochzeit vollziehen lassen und beim Großfürsten um Audienz gebeten. Das Ende derselben war gewesen, daß das junge Paar reichliche Mittel erhielt zu einer Reise nach Rom, woselbst Waldau seine künstlerischen Studien vollenden und dann nach St. Petersburg zurückkehren sollte . . . Vor ihm lag eine goldene Zukunft.

Graf Delavare aber begriff das sehr wohl, und da ihm die Taube vom Dach geflogen war, hielt er den Sperling desto fester. Er beschloß sogleich, daß er und Mama sich fortan nicht vom lieben jungen Paar trennen wollten. Sie gingen mit nach Italien und wollten künftighin ebenfalls in St. Petersburg leben. War das nicht sehr natürlich? Waldau durchschaute diese Zärtlichkeit und es bereitete ihm eine ingrimmige Freude endlich Rache zu nehmen — volle Rache für jede bittere Demüthigung, die er je erlitten, für jedes herablassende Wort, wodurch sie seinen Hochmuth und seine Eitelkeit je verletzt hatten.

Denn die Zeit lag ja nicht in ferner Vergangenheit, da sie den bürgerlichen, brodlosen jungen Farben-

klexer keines Blickes gewürdigt hatten, da es Vermessenheit war, auf Gehör zu hoffen, und eine hoffnungslose Sache gewesen wäre, die Augen zur Komtesse Isabelle zu erheben. Er hatte gelitten und er rächte sich — und daß er hierin Genuß fand, daß er es sie Beide täglich und reichlich empfinden ließ, wie sehr sie jetzt von seiner Gnade abhängig seien, das weckte Isabelle aus ihren Illusionen. Manche heimliche Thräne war schon geflossen, über seine schnell erkaltete wilde Leidenschaft, über sein unstätes Künstlerleben, dem er nur entsagt hatte, so lange er im Banne der Liebe zu ihr lebte. Manchen Seufzer hatte ihr sein Mangel an Zartsinn und an wahrer Bildung und sein schnell erbitterter Charakter gekostet. Aber erst, als sie sah, mit welchem Triumph er auf sie Alle herabsah, wie er die Mutter, den Vater täglich kränkte, da warf Amor die Augenbinde ab und sie erkannte, daß sie ihr Leben einer Täuschung geopfert. Er war Nichts, als ein schöner Mann und ein geschickter Künstler.

Und mit diesem Bewußtsein stand sie trauernd am Grabe dessen, der ihr Leben, hätte sie es ihm an-

vertraut, einem höheren Ziele entgegengeführt hätte — und sie seufzte tief und wandte sich fort und flüsterte jenes Wort, das so oft schon an einem Grabhügel gesprochen wurde: Zu spät!

Dolores hatte am Arme ihres Vetters den Kirchhof verlassen und sie kehrten durch das Dorf zur Pension zurück. Sie hielt sich aufrecht, so lange sie mußte — aber als sie die verödeten Zimmer wieder betrat, in denen sie diese letzten bitteren Wochen verlebt, als sie die Stimme der Mutter wieder hörte, die weinerlich klagte — da brach sie zusammen und sank an dem leeren Bett auf die Kniee, an dem sie Nacht für Nacht betend gewacht.

Herbert ließ sie dort allein. In dieser ersten Stunde ihres Schmerzes wagte er sich nicht einzudrängen, aber er war für sie thätig. Alle Vorbereitungen zur Abreise wurden getroffen, alle nöthigen Briefe von ihm geschrieben. Dolores verbrachte diesen Tag auf ihrem Zimmer. Er quälte sie nicht mit Bitten, etwas zu essen, er zwang ihr keine Zerstreuung und keine Erholung auf, und so waren ihr diese Stunden wirklich eine Stärkung. Am Abend kam sie

in den Salon, blaß, aber sehr ruhig. Er hatte sie hier erwartet.

„Deine Mutter schläft eben," sagte er, „ich habe für Dich Thee bestellt, es wird Dir gut thun. Du hast seit gestern Abend nichts gegessen."

„Ich konnte nicht," versetzte sie. „Hast — hast Du daran gedacht, daß wir nach Hause schreiben müssen, daß eine Anzeige —"

„Es ist Alles besorgt, Alles, Dolores. Denke jetzt über nichts nach. Die Sachen sind gepackt, morgen bringe ich Dich — Euch nach Starffeck. Es muß sein, Du darfst hier nicht bleiben."

„Fort von hier? Das kann ich nicht! Das ist grausam, Herbert!"

„Ich muß fort, Dolores, und ich lasse Dich hier nicht allein zurück. Nie wieder einen Tag lang lasse ich Dich allein, Dolores, wenn ich es hindern kann."

Sie fuhr auf und sah ihn mit Entsetzen an, dann stieß sie den Arm zurück, der sich stützend um ihre Schultern legte, und wollte das Zimmer verlassen. Aber er hielt sie auf.

„Bleibe, Dolores, ich bitte Dich! Ich habe mich

übereilt; ich wollte noch nicht hiervon sprechen, und doch muß es geschehen, soll ich Dir wirklich Hülfe und Beistand sein. Setze Dich, hierher — so, lies diesen Brief, und dann . . . Du brauchst mir nichts zu sagen, und ich werde Dich nichts fragen, ich lege mein Schicksal in Deine Hand und will geduldig warten, bis Du entscheidest. Heute, das weiß ich, kann es nicht sein."

Sein ernster, bestimmter Ton hatte mehr Macht über sie als leidenschaftliche Bitten. Sie gehorchte mechanisch, ließ sich zum Divan führen, setzte sich und nahm den Brief, den er ihr zögernd hinhielt.

„Noch drei Worte, Dolores, ehe Du liest. Eugen hat diesen Brief auch gelesen und er war es, der mir sagte, ich solle ihn Dir geben."

Sie blickte schnell auf. Jetzt erst gewann die Sache Interesse und Wirklichkeit für sie. Den Bogen entfaltend, las sie, und er stand daneben, er beobachtete den vom Lampenlicht hell beleuchteten Kopf, wie er sich über die kindlichen Schriftzüge neigte. Sie dachte zu wenig an sich selbst, um ihm den wechselnden Ausdruck ihres Gesichts verbergen zu wollen, sie be-

schattete die Augen nicht mit der Hand, um die Thränen an den Wimpern, das glühende Roth auf den Wangen seinem Blick zu entziehen — und als er sah, daß er keine zweite Zurückweisung zu befürchten brauche, nahm er den Platz neben ihr ein und las mit ihr:

Altenkloster, am 22. April.

Lieber Herbert!

Wenn Du wüßtest, wie viel ich geweint habe, ehe ich diesen Brief begann, würdest Du Dich nicht über die zitternden Buchstaben wundern. Ach, es ist schwer, ein Unrecht zu bekennen, wenn man durch dies Bekenntniß einem Andern bitter weh thut. Aber ich habe es mit Gott besprochen und ich fühle, daß ich Dir Wahrheit schuldig bin. Aber die Wahrheit, die ich Dir beichten muß, ist, daß ich nicht im Stande bin, Dich so zu lieben, wie ich es sollte. Ach, vergieb mir dies! Wenn ich mir vorstelle, daß Deine Augen diese Worte lesen werden, so fühle ich mich krank im Herzen. Und doch muß es sein. O, sei nicht zu erzürnt auf mich. Ich war ja noch ein Kind, als ich mich im vergangenen Sommer mit Dir verlobte, und ich wußte nicht,

was ich that. Jetzt weiß ich es. Ich habe geglaubt, Dich zu lieben, aber es war nicht der Fall, ich wußte noch nicht, was Liebe sei.

Ich muß Dir Alles erzählen, lieber Herbert, und möchte immer zwischen jeder Zeile einschalten: O, vergieb mir!

Kaum weiß ich, wie nun anfangen. Es ist sehr, sehr schwer, aber was man thun muß, das kann man ja auch, und so will ich beginnen.

Dein Vetter ist mir immer ganz anders als andere Menschen erschienen, aber ich dachte nie darüber nach, weshalb mein Herz immer klopfte, wenn es hieß: er ist da. Ich wußte auch nicht, daß es ein Unrecht sei, an ihn so viel mehr zu denken, als an Dich! Das schreckliche Unglück an seinem Hochzeitstage erfüllte mich mit solchem Jammer, daß ich laut geweint habe. Ich dachte, dies sei Mitleid. Es kam mir so natürlich vor. Dann kam der Winter. Du warst nicht da. Ach, Herbert, ich vergaß Dich beinah, denn ich kam fast täglich nach Starffeck, wo Eugen krank war. Tante Mathilde war immer sehr gütig gegen mich und

nannte mich „seine kleine Trösterin“ — und er war so gut — o, so gut! Er war es, der mit mir immer wieder von Dir sprach und mich bat, gut gegen Dolores zu sein, wenn ich Deine Frau geworden sei und in Starffeck leben würde! — Ich glaubte immer noch, es sei Mitleid mit seinem Leid, was mir solche Gedanken unerträglich machte.

Dann aber kam der Tag der Abreise. Ich war zum letzten Mal mit den Ponies nach Schloß Starffeck gefahren. Die Tante Mathilde und Dolores hatten so viel zu thun — ich sah sie nicht. Ich war mit Eugen allein im Salon. Er sah sehr krank aus, sprach aber so freundlich mit mir, bestellte Grüße an Dich . . . da, als er Deinen Namen nannte, war Alles aus. Ich weinte, wie ein kleines Kind. Er ließ mich zuerst gewähren, dann zog er mich sehr sanft zu sich, strich mir das Haar aus der Stirn und sagte: „Weine doch nicht, Liebling — er liebt Dich wirklich, zweifle nicht daran . . . . aber er hat sehr viel zu thun und findet keine Zeit für Dich! Das wird ganz Anders sein, wenn Ihr erst in Starffeck wohnen werdet.

Da wirst Du sehen, daß Deine Thränen überflüssig waren, daß er gut, treu und liebevoll ist!" — Ich hörte wie im Traum zu. Ich begriff kein Wort und dachte an nichts, als daß er morgen fort sein werde, ohne Aussicht auf ein Wiedersehen.

Und jetzt kam die Nachricht, wie schwer er von Neuem erkrankt sei und daß alle Hoffnung vorüber sei. O, Herbert, sei barmherzig und gieb mich frei — ich kann so nicht weiterleben — Dir kann ich nichts sein! — Ich habe gefehlt, ich bin abgeirrt von der Treue, die ich Dir schuldig war, und habe keine andere Entschuldigung als die: Ich wußte nicht, was ich that!

Eugenie.

Der Brief sank aus der zitternden Hand — die Leserin lehnte den Kopf an die Schulter des wartenden Mannes und ein Gefühl des Geborgenseins kam über sie, wie sie dies noch nie in ihrem Leben empfunden. In seiner Seele aber erhob sich ein Sturm namenloser Glückseligkeit, den er auch angesichts ihrer tiefen Trauer nur mit Mühe beherrschen konnte — endlich, endlich am Ziel seines Lebens-

wunsches! Und wenn das Warten lang und qualvoll gewesen, so mußte er sich doch sagen, daß es gut war.

Sie gelobten sich nichts. Diesen Bund brauchte kein gesprochenes Wort zu besiegeln. So lange ihre Herzen schlagen, werden sie für einander schlagen.

## Sechszehntes Kapitel.

Ein Jahr später wurde in der Kirche von Starffeck eine stille Trauung vollzogen. So schlicht und prunklos hatte noch kein Majoratsherr von Starff seine Vermählung begangen. Gäste waren nicht geladen, als Trauzeugen befanden sich nur die Mutter des Bräutigams, Tante Lottchen und Graf Dagobert mit Dosy in der Kirche — doch nein, wir vergessen Eine. Die alte Frau dort im Rollstuhl mit dem schneeweiß gebleichten Haar und dem kummervollen, eingefallenen Antlitz, denkt sie an den Tag, da Komtesse Mathilde Eckermann hier neben Baron Werner Starff kniete? — Ihr Gesicht ist dem Brautpaare zugewandt und als sie nach beendeter Ceremonie zu ihr treten und die Tochter neben dem Rollstuhl niederkniet, legt sie die zitternden Hände auf den dunklen Scheitel und

flüstert: „Gott lohne Dir es in Deinem künftigen Leben, was Du an mir in diesem Jahre gethan!“

Als die Neuvermählten dann aus der Kirche traten, leuchtete die Sonne ringsum über die Welt, dort oben kreisten die Thurmfalken, und dort blickte Schloß Starffeck aus den Baumkronen des Parkes.

Auf einem Grabstein im Schatten dunkler Cypressenbäume saß ein dunkellockiges Mädchen, welches sich beim Erscheinen des Paares erhob und, halb bewegt, auf sie zutrat, Jedem eine Hand hinstreckend.

„Verzeiht nur, daß ich herkam!“ — sagte Eugenie — „aber ich konnte nicht anders. Ich mußte Euch sagen, daß ich Euch alle Beide sehr lieb habe und unaussprechlich glücklich bin.“

Dolores wechselte mit ihrem Gemahl einen Blick, dieser nahm ein kleines Etui aus der Tasche, nahm einen funkelnden Brillantring heraus und steckte ihn an die Hand des jungen Mädchens.

„Heute erst gebe ich Ihnen, was Ihnen längst gehört. Eugen hatte diesen Ring einst für seine Braut arbeiten lassen. Vor seinem Tode bestimmte er ausdrücklich, daß Sie denselben erhalten möchten und ihn

mit den darin eingravirten Worten tragen möchten — die Worte aber, die darin stehen, sind: Liebe bis über das Grab!"

Purpurgluth stieg in Eugeniens Wangen — dann blickte sie mit strahlendem Lächeln auf, wollte etwas sagen, aber vermochte es nicht und verließ schnell den Kirchhof.

„Wir wollen auch nach Hause gehen!" — sagte Herbert ruhig.

Dies neue Leben, welches von einem so bescheidenen Anfang ausging, breitete wie ein schattenspendender Baum seine Zweige weiter und weiter aus im Laufe der Jahre. Herbert Starff zeigte sich seiner Aufgabe völlig gewachsen, und so einfach er in den Gewohnheiten des täglichen Lebens war, so meinten doch alle Vettern zufrieden, Schloß Starffeck habe noch nie in solchem Glanze gestrahlt, wie unter ihm.

Baronin Mathilde erholte sich unter der unermüdlichen Pflege ihrer Tochter von Jahr zu Jahr. Obwohl ihre Gesundheit gebrochen, ihr starker Geist aus der hochmüthigen Höhe herabgestoßen war, so

vermochte sie doch, am Leben ihrer Kinder Theil zu nehmen, bis der Tod sie abrief.

Die kleine Jeannette ist natürlich in Starffeck geblieben, eine unentbehrliche Hülfe ihrer Herrin — denn was fingen die Kinder an, ohne ihre Jeannette? — Kleine Knaben giebt es jetzt so viele in Schloß Starffeck, als solle für alle Zeiten dem Schreckgespenst der „zwei Augen" — ein Ende gemacht werden — und Herbert Starffs Augen leuchten vor Stolz, sieht er Dolores im Kreise ihrer krausköpfigen, schwarzäugigen Bübchen stehen. Sie scheint wie geschaffen für die Aufgabe, sie Alle zu tüchtigen Männern heranzuziehen!

Graf Alfons Brunau war ein häufiger Gast in Schloß Starffeck. Er pflegte in jedem Sommer auf ein paar Wochen zu kommen und er fühlte sich dort so wohl, daß ihm das Scheiden mit jedem Sommer schwerer wurde . . und doch kam er in diesem Sommer nicht. Weshalb? — Er sei in die Schweiz gereist, schrieb er. Das war seltsam — ganz unerlaubt! Noch seltsamer war, daß gerade zu dieser Zeit Herr von Braunsfels mit seiner Tochter auch eine Reise in die Schweiz gemacht hatte.

Und dann kam eines Tages ein Brief von Eugenie. Wie vor sechs Jahren saß Dolores beim Lampenschein und las diesen Brief unter Thränen und ihr Gemahl saß neben ihr und blickte mit hinein:

Liebste Dolores! lautete das kurze Schreiben, gestern habe ich mich an Eugens Grabe mit Alfons verlobt. O, wie er ihm gleicht! Wie er ihm gleicht! Du weißt, daß er der Einzige ist, der im Stande wäre, mein Herz zu gewinnen. Denn niemals muß ich mehr an den Verstorbenen denken, als wenn er mich ansieht mit Eugens Augen. Ich bin sehr glücklich.

Das Grab war mit Rosen bepflanzt, die alle blühten. Man sagte mir, Isabelle Waldau habe sie eigenhändig gepflanzt, ehe sie den Ort verließ.

Deine Eugenie.

Ende.

Berliner Buchdruckerei-Actien-Gesellschaft
Setzerinnenschule des Lette-Vereins.